

fluter.

Frühjahr 2017 / Nr. 62

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Frankreich

Experten für Revolution



1789

Editorial

→ Frankreich ist mehr als nur ein Nachbar. Unsere beiden Länder verbindet eine lange, wechselvolle Geschichte. Die französischen Herrscher waren über Jahrhunderte zentrale Akteure der europäischen und globalen Machtkämpfe und Entwicklungen. Mit den aufkommenden Nationalstaaten wurde die Konkurrenz zur Erbfeindschaft erklärt und die Auseinandersetzungen brutaler, bis zum Tiefpunkt der Besetzung Frankreichs durch Nazi-Deutschland im Zweiten Weltkrieg. Die deutsch-französische Verständigung als Motor der europäischen Einigung ist angesichts dessen fast ein Wunder. Aber es war und ist eher ein anhaltender Prozess politischer Weisheit und Beharrlichkeit. Er hat uns bei allen kulturellen Differenzen seit Generationen einen Alltag friedlicher Normalität und Verbundenheit gebracht.

Was nach außen in Europa gelang, steht im Inneren für Frankreich mittlerweile infrage. Mehrere Krisen überlagern sich hier. Die soziale Spaltung hat durch die globale Finanz- und Wirtschaftskrise zugenommen, die Jugendarbeitslosigkeit ist seit Jahren erschreckend hoch. Den nach wie vor dynamischen Zentren stehen Regionen gegenüber, die abgehängt sind. Hier wird der Rechtspopulismus immer wieder mehrheitsfähig. Und die nur sehr zögerlich aufgearbeitete koloniale Vergangenheit kehrt auch in den Gestalten des Terrorismus von heute wieder. Eine der ältesten Demokratien des Kontinents wird nun seit mehr als einem Jahr mit Notstandsgesetzen regiert.

Frankreich hat sich früher als andere auch als Einwanderungsland verstanden. Die unvollendete, heute zum Teil gescheiterte Integration, der grassierende Rassismus bis in staatliche Strukturen hinein verschärfen die ohnehin entfalteten Konflikte der französischen Gesellschaft. Diese Entwicklungen bei unserem Nachbarn sind ein Menetekel nicht nur für die deutsche Gesellschaft.

Frankreich hat dennoch alles, um seiner Krisen Herr zu werden. Seine Wirtschaft ist stark und dynamischer, als es scheint, seine Kultur reich und weltweit bewundert. Staatlich vorangetriebene Infrastrukturen sind nach wie vor Ausdruck von Gestaltungswillen und Zukunftsoptimismus.

Frankreich steht in allen seinen Bereichen der Gesellschaft vor schwierigen und wichtigen Entscheidungen. Wird es gelingen, das Land weiter zu modernisieren und den sozialen und kulturellen Ausgleich zu erneuern? Welche Rolle und Position wird es in Europa und in der Welt einnehmen? Die Antworten, die in Frankreich nach der Wahl gefunden und umgesetzt werden, sind entscheidend. Gerade auch für uns in Deutschland und Europa. **Thorsten Schilling**

Mon dieu! Frankreich hat's schon gut. Im Westen der Atlantik, im Süden das Mittelmeer, dazu Alpen und Pyrenäen und dann noch Naturwunder wie die Verdonschlucht, ein bis zu 700 Meter tiefer Canyon, in dem der türkisfarbene Verdon fließt



Inhalt

CHAPITRE UN

6

LASS GEHEN

Ein Gespräch über radikalisierte Jugendliche in den Vorstädten und Wege aus dem Schlamassel

11

AUFGEPASST!

Liberté toujours? Eher nicht, wenn es um die Sicherheit geht

12

MAMA, DER FRONT NATIONAL UND ICH

Warum meine Familie nach rechts gerückt ist

16

SO EIN KÄSE

Die französische Küche schmeckt nicht nur gut, sie war auch zu allen Zeiten sehr politisch

Le flutter est gratuit!
(Übersetzung lohnt sich):
[www.flutter.de/
heft-Abo](http://www.flutter.de/heft-Abo)



CHAPITRE DEUX

20

ZIEMLICH BESTE FEINDE

Das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich war schon immer sehr speziell

24

SCHRECKENSREGIME

Im Zweiten Weltkrieg kollaborierten Franzosen mit den Nazis

25

SEID NICHT SO TUGENDHAFT

Wie uns die Franzosen sehen

26

HAUTE CULTURE

Filme, Bücher, Musik: Kulturelle Highlights aus Frankreich gibt's in unserem Schaubild

28

DAS TRAUMA

Der Algerienkrieg und die fehlende Aufarbeitung prägen die Gesellschaft bis heute

32

NEUES VON DER INSEL

Frankreich hat de facto immer noch Kolonien, etwa Neukaledonien, wo manche lieber unabhängig wären. Ein Trip in die Südsee

CHAPITRE TROIS

36

TASCHENLIEBE

Parfums, Mode & Champagner: Wie die Luxusindustrie entstand

39

AUF DIE BARRIKADEN!

Über den Hang zum Streiken

40

DEN BASS BITTE MAL

Alle mal herhören: Die französische HipHop-Szene ist nach den USA die weltweit größte

42

ADIEU TRISTESSE

In Paris sind die Wohnungen unglaublich teuer. Gut, dass der soziale Wohnungsbau vorankommt

45

TEMPO, TEMPO

Schnelle Züge statt schneller Autos – eigentlich eine gute Idee

46

STRAHLKRAFT

In Frankreich tut man sich schwer mit dem Atomausstieg

49

BLEIB DOCH SITZEN

Dieses Bildungssystem ist nicht ganz gerecht

50

IMPRESSUM & VORSCHAU



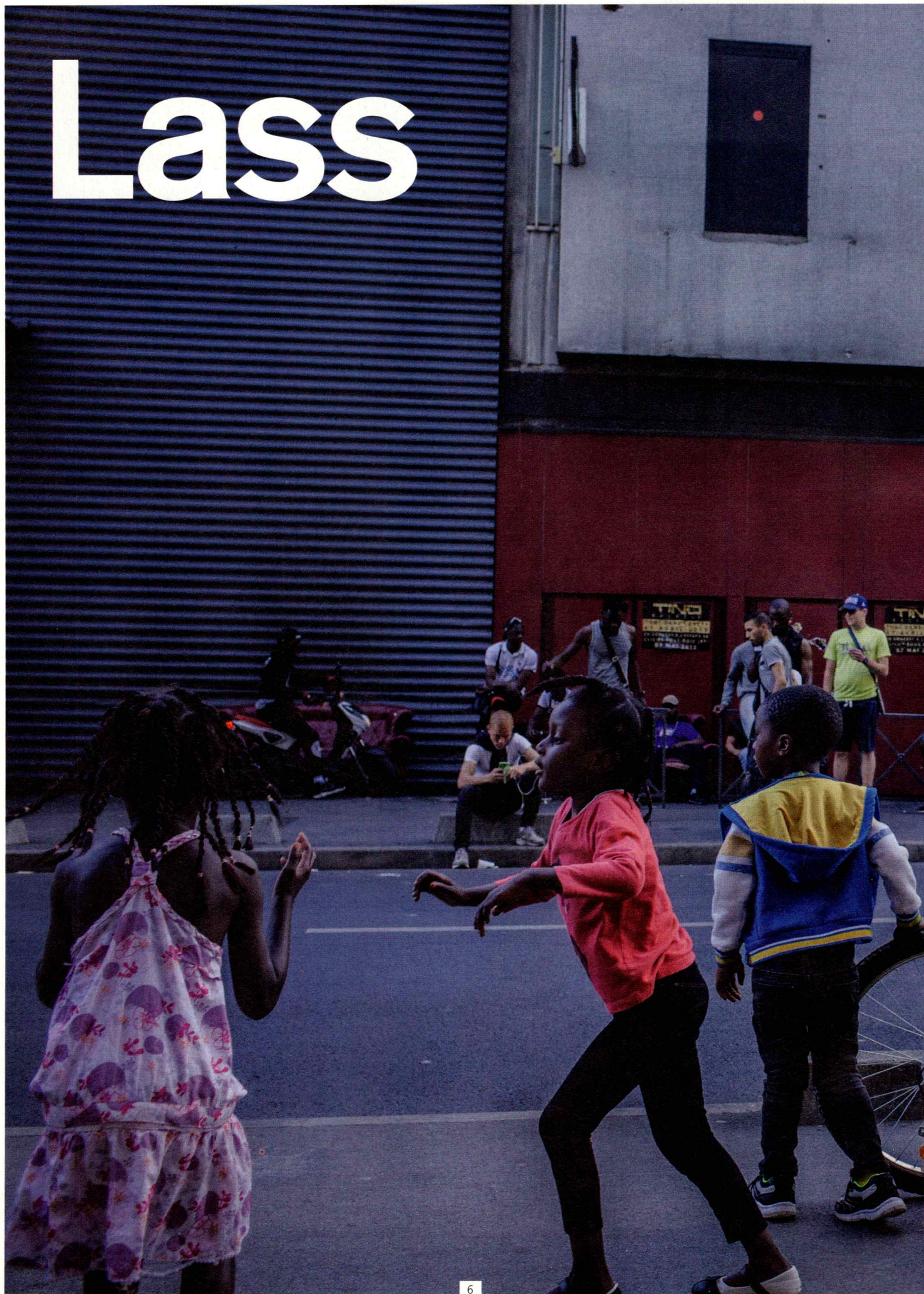
Un

Chapitre

[œ̃]

Alors, das Magazin beginnt mit einem Ausflug nach Paris, wo es in den Vorstädten viele frustrierte Jugendliche gibt, die sich abgehängt fühlen und von denen sich einige radikalisieren. Dann geht's in die Provinz und zu der Frage, warum so viele Franzosen, die früher links gewählt haben, nun den rechtsextremen Front National wählen. Und danach gibt's erst mal was zu essen. Bon appétit!

Lass



Die Banlieues sind zum Inbegriff einer gescheiterten Integration geworden. Auch Wilfried N'Sondé wohnte in einer dieser gettoartigen Vorstädte, nachdem er aus dem Kongo nach Frankreich gekommen war. Später wurde er mit seinem Debütroman „Das Herz der Leopardenkinder“ bekannt. Darin beschrieb er die Zerrissenheit vieler Jugendlicher mit Migrationshintergrund und die Gefahr der Radikalisierung. Er ist also genau der Richtige, um bei einem Spaziergang durch Paris über die Verwerfungen in unserem Nachbarland zu sprechen

Von Johannes Ehrmann, Fotos: Hervé Lequeux



gehen

→ Treffpunkt Pressekiost an der Metrostation Barbès-Rochechouart im Norden von Paris. Später Vormittag, die Brasserie an der Ecke strahlt in Weiß. Ums Eck hängen junge Männer vor Imbissen und Handyläden herum. Hinter dem Kiosk parken zwei Polizeieinsatzwagen. Genau in dem Moment, als Wilfried N'Sondé vor dem Kiosk auftaucht, stellen sich zwei Zivilfahnder zwei jungen Männern in den Weg. Die Ausweise, bitte. Irritierte Blicke. Der Schriftsteller in grauer Jeans und offenem Wintermantel zuckt mit den Schultern. „Immer was los hier“, sagt er.

fluter: Seit den Jugendkrawallen 2005 kennt alle Welt das Wort „Banlieue“ als Inbegriff einer tristen Vorstadt, in der die Menschen kriminell werden, weil sie sonst keine Perspektive haben. Sie lehnen den Begriff ab. Warum?

N'Sondé: Weil das Wort „Banlieue“ ursprünglich alle Viertel außerhalb der Stadt bezeichnet, auch die wohlhabenderen. Heute aber meint man damit etwas anderes: das arme Viertel, in dem Personen mit Migrationshintergrund leben. Schwarze, Araber, sichtbare Minderheiten. Deswegen ist mir das Wort zu wenig trennscharf. Es leben ja rund zehn Millionen Menschen rings um Paris, es gibt auch viele gute Viertel außerhalb der Stadt.

Sie sind selbst in den 1970er- und 1980er-Jahren in der Vorstadtsiedlung Le Mée, im Südosten von Paris, aufgewachsen. War die Stimmung dort so, wie Sie es in Ihrem Roman beschreiben – also voller Stress und Gewalt?

Ja, es wurde dort gedealt, die Samstagabendpartys endeten oft mit Schlägereien. Aber das Schlimmste war eigentlich die Langeweile. Das Kino war eine halbe Stunde Fußweg entfernt. Wir hatten aber eh kein Geld dafür. Es gab einfach nichts zu tun.

Ist diese Langeweile, diese große Leere im Leben, auch heute noch ein Grund für die hohe Kriminalität in diesen Vierteln?

Die hohe Jugendarbeitslosigkeit in Frankreich spielt eine große Rolle dabei. Die Folge davon sind Armut und Perspektivlosigkeit. Es ist ein Gefühl, wie nicht zu existieren, niemand zu sein. Es ist ziemlich schlimm, wenn man jung ist und nicht genügend Geld hat, um an einer kapitalistischen Gesellschaft teilzuhaben, in der alles Geld kostet.

Wie kann man die abgehängten Jugendlichen wieder mitnehmen in eine bessere Zukunft?

Man muss ihnen zeigen, dass sie etwas wert sind. Damit kann man viel bewegen. Man muss sich für sie interessieren, sie fragen: „Wer bist du?“, und: „Was hast du zu sagen?“. Man muss ihnen klarmachen, dass sie kein Dreck sind.

Mittlerweile werden die riesigen Hochhausriegel der 1960er-Jahre zum Teil wieder abgerissen und durch kleinere, offenere Bauten ersetzt.

Die Stadtplaner von damals haben sich geirrt. Ursprünglich waren die Hochhäuser eine gute Idee, ein schneller Ersatz für die Slums, in denen die Migranten zunächst hausten. Aber vieles hat man nicht richtig bedacht: Verkehrsmittel, Parkplätze, Sportanlagen für die Kinder. Auch dass sich Probleme verschärfen, wenn es keine Durchmischung mit der Mehrheitsgesellschaft gibt. Man darf keine Gettos mehr schaffen.

Das war ein Anschlag auf die Art, wie wir leben, hieß es nach den Pariser Attentaten vom November 2015 oft. Gemeint waren damit Toleranz und Freiheit. Aber ist das Leben in Frankreich nicht auch durch extreme soziale Gegensätze geprägt? Hier die Elite und dort die Abgehängten.

Diese Kluft gibt es. Menschen mit dunkler Hautfarbe werden zum Beispiel bei Polizeikontrollen oder Bewerbungen diskriminiert. Neulich wollte ich meinen Ausweis verlängern und fragte einen Beamten, ob ich bei ihm richtig sei. Er hat mich gefragt, ob ich Franzose sei. Das hatte aber mit meiner Frage gar nichts zu tun. Ich habe mich dann mit ihm gestritten.

Das heißt, die weiße Mehrheitsgesellschaft akzeptiert Sie immer noch nicht als echten Franzosen, weil Sie schwarz sind?

So hart würde ich das nicht sagen. Aber es gibt immer noch zu viele, die nicht verstehen, dass Franzosen heutzutage alle Gesichter der Welt haben können.

Eine Weigerung, die ja angesichts der Kolonialgeschichte paradox ist. Denn dazu gehört auch, dass schwarze Menschen aus den Kolonien nach Europa verschleppt wurden und bereits im Ersten Weltkrieg aufseiten der Franzosen gekämpft haben.

Schon mein Großvater war Franzose, meine Onkel waren Fallschirmspringer in der französischen Armee. Unsere gemeinsame Geschichte ist alt, sie hat schreckliche Seiten wie die Gräueltaten der Kolonialzeit, aber auch positive. Frankreich hat geholfen, Nazideutschland zu besiegen. Damals waren in seiner Armee Schwarze, Araber und Muslime. Das vergessen die Menschen heute leicht.

Wilfried N'Sondé führt durch sein Viertel. Ein Gang durch die schmalen Straßen, Gewusel. In einer Gasse werden Rinderbeine entladen. N'Sondé zeigt hierhin und dorthin, erklärt: „Die Pakistaner verkaufen Erdnüsse, Frauen aus Zentralafrika Nsafu-Früchte. Algerier und Marokkaner bieten hinten



CHARLIE HEBDO

Am 7. Januar 2015 verschaffen sich zwei Maskierte Zutritt zu den Redaktionsräumen der Satirezeitschrift „Charlie Hebdo“ in Paris, die mehrmals umstrittene Karikaturen des Propheten Mohammed veröffentlicht hat. Mit Sturmgewehren erschießen sie zwölf Menschen, unter anderem den Herausgeber des Magazins. Die Täter bekennen sich später zur Terrororganisation Al-Qaida.

durchs Bahnhofsgitter illegale Zigaretten an. „Wenn die Polizei kommt“, sagt N'Sondé, „hauen alle ab.“

In Ihrem Debütroman wird ein Junge vom Kleinkriminellen zum Nachwuchsterroristen. Warum radikalieren sich so viele junge Menschen in Frankreich?

Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Das Problem ist neu und komplex. Wir müssen uns Zeit nehmen. All jene, die schnelle Lösungen anbieten, etwa, dass das ein Problem des Islam sei, machen es sich viel zu einfach.

Aber stimmt das denn nicht? Die Pariser Attentäter hatten alle einen arabischen beziehungsweise muslimischen Hintergrund. Sie riefen bei ihren Taten „Allahu akbar“ und beriefen sich auf den Koran.

Sehen Sie, wenn wir beide uns zusammenschließen und morgen im Namen des Christentums Leute in die Luft sprengen – ist das dann ein Problem aller Christen? So viele Muslime sahen sich genötigt, sich nach den Anschlägen zu rechtfertigen, dabei hatten sie mit diesen Verbrechen überhaupt nichts zu tun.

Etwa 10.500 Menschen gelten in Frankreich als „Gefährder“, die meisten von ihnen sollen islamistischen Bewegungen angehören oder in Kontakt zu ihnen stehen.

Wie viele Millionen Moslems gibt es in Frankreich? Wie viele von ihnen radikalieren sich

nicht? Millionen. Selbst wenn es 10.000 Leute sind, die radikalisiert sind, ist es immer noch eine krasse Minderheit. Wir führen die falschen Diskussionen. Ein Beispiel: Die gewaltsamen Jugendproteste 2005 in Frankreich – wie viele Mädchen waren da dabei?

Wahrscheinlich nur ein paar wenige.

Genau. Es ist ein geschlechtsspezifisches Problem! Junge Männer in einem gewissen Alter machen Probleme. Es ist so naheliegend. Aber bisher hat das niemand in die Diskussion eingeführt. Kein Einziger. Das sagt schon sehr viel aus.

Reicht ein strenger Vater wie in Ihrem Fall, um nicht auf die schiefe Bahn zu kommen?

Es hilft auf jeden Fall. Im Ernst: Mit den Vätern müssen wir auch reden. In Berlin klagte mir ein Vater sein Leid: „Mein Sohn kriegt doch alles, was er will. Warum stellt er nur so viel an?“ Er kam gar nicht darauf, dass es vielleicht viel wichtiger wäre, nicht immer weg zu sein. Dem Sohn zu sagen und vor allem zu zeigen, wie man gut durchs Leben geht, statt ihm alles zu kaufen, was er will.

Müssen das Problem also die Elternhäuser lösen? Oder die Streetworker?

Wir alle müssen dazu beitragen. Ich, Sie. Die Lehrer. Die Medien. Die französische Gesellschaft. Es sind nicht nur diejenigen interessant, die am lautesten schreien oder besonders cool tun. Alle gehören dazu, das müssen wir viel mehr beto-

Schmelztiegel:
Auch weil Frankreich so viele Kolonien hatte, leben dort Menschen, deren Familien aus vielen Teilen der Welt kommen



nen. Auch die Jugendlichen aus den Vorstädten selber im Übrigen. Sie fühlen sich nicht als Franzosen – aber sie sind es doch! Sie sollten etwas daraus machen.

Sie selbst haben es aus der Vorstadt geschafft, haben an der Sorbonne Politik studiert, sind erfolgreicher Schriftsteller. Ist Frankreich also eine durchlässige Gesellschaft?

Nicht in allen Bereichen. Die Politik ist ein geschlossener Raum. Die französischen Politiker kommen fast alle aus derselben Eliteschule, der École Nationale d'Administration (ENA; siehe Seite 49). In anderen Gebieten ist es schwierig, aber nicht unmöglich, sich aus einer unteren sozialen Schicht hochzuarbeiten. Ingenieur kann jeder werden, der gut ist in der Schule.

Mittagessen im knallgelb gestrichenen Restaurant „Francis Labutte“ ein Stück weiter im schicken Viertel Clignancourt. Hier gibt es keine Straßenhändler, keine Dealer an der Ecke. Ein paar Straßen weg, eine andere Welt. Abends ist Wilfried N'Sondé noch auf einen Empfang der Autorengilde eingeladen. Als Schriftsteller in Frankreich, sagt N'Sondé, „da ist man wer“. Von den Freunden von früher aber seien ihm nur einige wenige geblieben. Als er von den Lesetouren erzählte, den Auslandsreisen und feinen Hotels, fragten ihn manche: „Gibst du jetzt an?“

Heute leben Sie mitten in Paris. Als junger Mann aber gingen Sie ins Exil nach Deutschland, erst 2015 kehrten Sie zurück. Warum?

Es war damals nicht so leicht, als schwarzer Franzose in Paris einen Mietvertrag zu bekommen. In Berlin war das einfacher. Dort war ich kein Schwarzer, sondern Pariser. Das war gleich etwas anderes.

Und heute? Spielt die Hautfarbe noch eine Rolle bei der Wohnungssuche?

Es ist nicht mehr so schlimm. In manchen besseren Vierteln ist es aber noch das Gleiche. Es sei denn, man hat sehr, sehr viel Geld. Dann öffnen sich eh alle Türen...

Verläuft die Grenze also eher zwischen oben und unten und weniger zwischen den Hautfarben?

Vielleicht leben wir in einer Welt, in der die Herkunft erst keine Rolle mehr spielt, wenn du reich bist und Erfolg hast. Franck Ribéry, einer der Stars von Bayern München, ist Moslem, aber keinen Arsch interessiert's. Zidane? Ich nehme an, er ist Moslem. Als Jugendlicher im Armenviertel von Marseille war er noch ein Araber. Jetzt ist er nur noch: Zidane.

Égalité“, die Gleichheit, ist einer der Grundpfeiler der französischen Republik. Doch der Front National von Marine Le Pen kratzt an der Macht. Warum denken so viele Franzosen, sie wären gleicher als andere?

Der FN sagt: Die Franzosen zuerst. Das ganze Land versteht: Dunkelhäutige und Araber raus. Sie tun so, als seien die keine Franzosen, obwohl sie einen Pass haben.

Ihre Familie wurde 1982 eingebürgert, unter der Regierung von François Mitterrand. Seitdem sind Ihre Eltern treue Wähler der Linken. Ist das auch am Ende der Amtszeit von Präsident Hollande noch so?

Stellen Sie sich vor, mein Vater, ein alter Linker, hat tatsächlich überlegt, den Front National zu wählen. Der FN war die einzige Partei in Frankreich, die die kongolesische Opposition ins EU-Parlament nach Brüssel eingeladen hat. Mein Vater wird sicher wieder seine Sozialisten wählen, aber allein sein Gedankenspiel hat mich schockiert.

Was erwartet Frankreichs Jugend nach der Wahl?

Ich fürchte, es wird sich nicht viel tun. Ich sehe keinen Hoffnungsträger, keinen einzigen unter all den Kandidaten. Jemanden, der sagt, dass wir vielleicht am Ende gar nicht glücklicher werden, wenn wir nur immer mehr besitzen. Wir brauchen eine Vision, ein gemeinsames Projekt, an dem viele teilnehmen können. Halten Sie mich für naiv, aber ich glaube an die Menschheit. Vor 75 Jahren haben sich Deutsche und Franzosen gegenseitig umgebracht. Heute sitzen wir hier, beste Freunde.

Lange noch wird diskutiert auf der überdachten Außenterrasse des Restaurants: über Globalisierung, Demokratie, das Leben. Der Kellner hat den Heizstrahler angemacht. Am Eckisch sitzt einer, raucht, trinkt Bier und liest in seinem Buch. Die Studentinnen aus dem Viertel sind da, reden, lachen. „Wir müssten viel stolzer sein auf das, was wir schon erreicht haben“, sagt Wilfried N'Sondé und zeigt nach draußen zur vollen Kreuzung. Mütter mit Kinderwagen. Mopeds. Küsschen, Umarmungen. Eine wunderbare Pariser Abendstimmung macht sich breit. Die Nacht ist jung, die Welt keine schlechte, ihre Probleme scheinen weit weg. Und am nächsten Morgen geht ein Mann ins Shoppingcenter am Louvre, er schwingt zwei Macheten und ruft „Allahu akbar“. ←



BATACLAN

Es begann mit einem Knall vor dem Stade de France. Deutschland spielte gerade gegen Frankreich, als sich an einem Eingang des Stadions ein Selbstmordattentäter in die Luft sprengte. Wenige Minuten später ist klar: Attentäter sind an fünf weiteren Orten in Paris unterwegs. Die meisten Menschen sterben im Konzertsaal Bataclan, in den die Täter mit Schusswaffen eindringen. Dort geben gerade die Eagles of Death Metal ein Konzert. 130 Menschen sterben bei den Anschlägen am 13. November 2015, zu denen sich der IS bekennt, den man in Frankreich Daesh nennt.



WILFRIED N'SONDÉ

wurde 1969 in der heutigen Republik Kongo geboren. 1973 siedelte seine Familie in einen Pariser Vorort über. Lange lebte er in Berlin, wo er mit sozial benachteiligten Jugendlichen arbeitete.

Aufgepasst!

In Frankreich kann man sehen, wie sich eine Gesellschaft mit der Einschränkung von Freiheitsrechten arrangiert, wenn Sicherheit versprochen wird. Im sogenannten Kampf gegen den Terror wird der Rechtsstaat beschnitten

Von Arne Semsrott

→ Seit mehr als einem Jahr können der französische Innenminister und die Polizei eigenständig Webseiten sperren, radikale Vereine auflösen, Demonstrationen verbieten, Hausarreste verhängen, Hausdurchsuchungen – auch nachts – anordnen. Letzteres ohne richterlichen Beschluss. Was ursprünglich eine Reaktion auf die Terroranschläge in Paris und begrenzt auf zwölf Tage war, ist inzwischen Alltag.

Der nach den Attentaten im Club Bataclan und an anderen Pariser Orten verhängte Ausnahmezustand wurde bisher fünf Mal verlängert, derzeit bis Juli 2017. Laut Innenminister Bruno Le Roux ist die Terrorgefahr im Land noch „nie so groß gewesen wie heute“.

Im Parlament regt sich denn auch wenig Kritik gegen die derzeitige Politik. Im Gegenteil: Der einzige wachzunehmende Protest kommt von der republikanischen Opposition und richtet sich gegen ein vermeintlich zu lasches Vorgehen des Präsidenten François Hollande. Ihr geht der Ausnahmezustand nicht weit genug. Der ehemalige Präsident Nicolas Sarkozy etwa sprach im vergangenen Jahr von einem „totalen Krieg“ gegen den Terror. Es gehe darum, endgültig zu entscheiden, wer gewinnt: „sie oder wir“.

So bleibt die Sicherheit Staatsziel Nummer eins. Dafür werden auch Einschränkungen der Freiheit hingenommen. Im ersten halben Jahr des Ausnah-

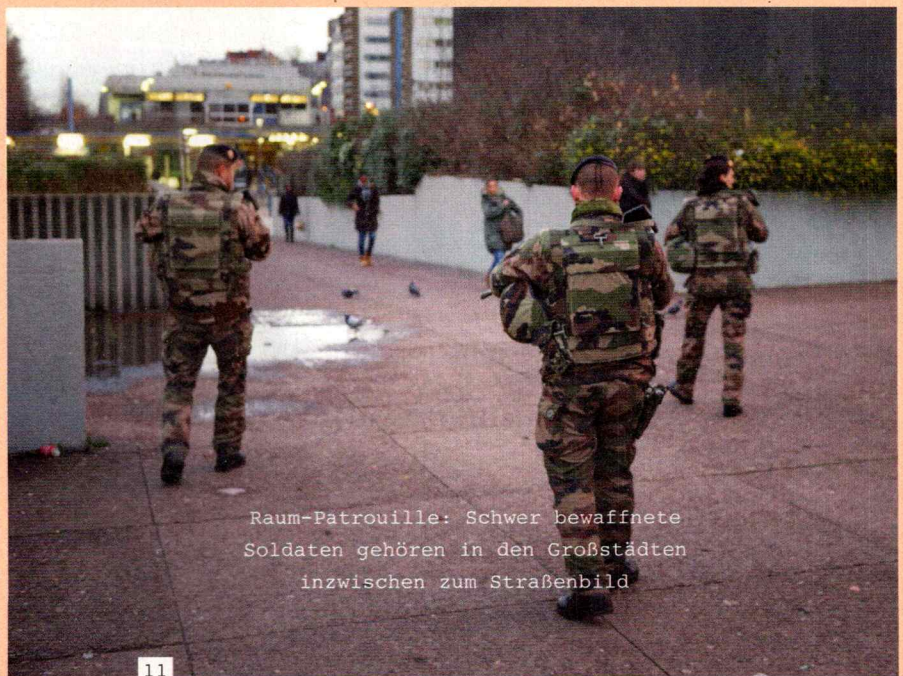
mezustands etwa führten die Sicherheitsbehörden 3.549 Hausdurchsuchungen durch, auf die hin es 592 Anklagen gab. In zehn Prozent der Fälle kam es zu Haftstrafen – nicht allzu viele, kritisieren Bürgerrechtler. Amnesty International berichtet zudem von zahlreichen Polizeimaßnahmen, bei denen Hausbewohner geschlagen und gedemütigt worden seien. Vor allem Muslime seien von Attacken der Polizei betroffen. Eine Studie der Pariser Hochschule Sciences Po zeigt, dass mehr als die Hälfte der Polizisten und Berufsmilitärs in Frankreich dem fremdenfeindlichen Front National zugeneigt sind.

„Seit Inkrafttreten des Ausnahmezustands am 14. November 2015 in Kontinentalfrankreich und am 19. November in den Übersee-Départements haben die Maßnahmen Wirksamkeit gezeigt; so konnten einige Personen, die in direkter Verbindung zur Dschihad-Bewegung stehen, sowie kriminelle Netzwerke, die den Terrorismus unterstützen, destabilisiert werden“, erklärte die Regierung im Dezember vergangenen Jahres, als der Ausnahmezustand erneut verlängert wurde. Gleichwohl konnten auch die Notgesetze einen Anschlag wie im Juli 2016 in Nizza nicht verhindern. Dort raste ein

Attentäter mit einem Lkw in eine Menge und tötete 86 Menschen.

Zuweilen werden die Befugnisse, die der Ausnahmezustand ermöglicht, auch für Maßnahmen genutzt, die sich nicht direkt gegen den Terror richten. Anlässlich des Weltklimagipfels in Paris Ende 2015 verbot die französische Regierung – aus Sicherheitsgründen – sämtliche Großdemonstrationen, zu denen bis zu 300.000 Menschen in der Hauptstadt des Landes erwartet wurden.

Viele der Notstandsbefugnisse sind mittlerweile Teil der Antiterrorgesetze von 2016 geworden und damit in normales Recht übergegangen. So ist nach einer der neuen Regelungen bereits das wiederholte Besuchen von dschihadistischen Webseiten strafbar. Ein Gericht im französischen Département Ardèche verurteilte Ende 2016 einen 32-Jährigen zu zwei Jahren Gefängnis und 30.000 Euro Strafe, weil er Webseiten besucht hatte, die sich für einen Glaubenskrieg aussprachen. Bürgerrechtler kritisierten das zugrunde liegende Gesetz als „ausufernd“, da es die Meinungs- und Informationsfreiheit behindere. Im Februar kassierte das französische Verfassungsgericht das Gesetz, weil es unverhältnismäßig sei. ←



Raum-Patrouille: Schwer bewaffnete Soldaten gehören in den Großstädten inzwischen zum Straßenbild

Mama, der Front National und ich



Salut, Stillstand: Meine Familie kommt aus einem französischen Dorf. Früher gab es dort viele Arbeiter, die in unserem Bistro ihr Feierabendbier tranken und die Kommunisten wählten. Seit die Minen geschlossen sind, geht ein Rechtsruck durch die Gegend. Eine Spurensuche

Von Fabian Federl, Fotos: Laurent Roch

DIE SPRÜCHE MEINES COUSINS

„Ihr Deutschen“, sagt mein Cousin mit vollem Mund, „ihr tickt da echt anders als wir Franzosen.“ Er schaut auf seinen Teller und dann in die Runde, zu meiner Mutter, meinem Onkel, unserer Großmutter. „Also, mit den Migranten, meine ich.“

Keiner spricht. Es ist März 2016, mitten in der sogenannten Flüchtlingskrise. Wir alle hatten die Diskussion erwartet, wollten sie aber vermeiden. Mein Cousin spricht von Moscheen auf dem Marktplatz, von Migranten, die ihre Familien nachholen und den Franzosen die Arbeit wegnähmen. Und dass die Deutschen alle reinlassen würden. Eine, die sie reingelassen haben, ist übrigens meine Mutter. Vor einiger Zeit schon zog sie von Frankreich nach Süddeutschland. Dort lebt und arbeitet sie, und manchmal hilft sie Flüchtlingen bei Behördengängen und Übersetzungen.

Mein Cousin ist 25, vier Jahre jünger als ich. Wir kennen uns, seit wir klein sind. Wenn er nun „ihr Deutsche“ sagt, dann klingt das vorwurfsvoll, als hätte sich etwas zwischen uns geändert. Anders geworden ist auf jeden Fall das, was er „wir Franzosen“ nennt. Franzosen nämlich, sagt mein Cousin, kümmerten sich zuerst um Franzosen, danach um Fremde. D'abord la France, Frankreich zuerst!

Er verallgemeinert, weil er sich in der Mehrheit weiß. Am Tisch auf jeden Fall, im Dorf und der Region wahrscheinlich auch. Und wenn alles so läuft, wie er sich das wünscht, vielleicht bald in ganz Frankreich. Die Franzosen wählen 2017 einen neuen Präsidenten. Der erste Wahlgang ist am 23. April, der zweite, entscheidende am 7. Mai. Allen Prognosen nach wird der Front National (FN) in den zweiten Wahlgang gelangen. Eine Partei, die man schwer ins übliche Spektrum einordnen kann, irgendwie rechtsextrem und irgendwie sozialistisch. „Patriotisch“ nennt sich der FN selbst.

Was mein Cousin so erzählt, klingt nach den Parolen des Front National. Etwa, dass sich

Franzosen zuerst um Franzosen kümmern sollen, wobei mit Franzosen nicht unbedingt alle mit französischer Staatsbürgerschaft gemeint sind, zumindest nicht, wenn sie eine andere Hautfarbe haben.

Die Älteren, also mein Onkel, die Nachbarn, die Kollegen meines Onkels, schweigen, wenn man sie fragt, was sie wählen werden; ein Zeichen, dass auch sie den Front National favorisieren. Sie schämen sich wohl noch ein bisschen. Wie aber konnte es passieren, dass Teile meiner Familie eine rechtsextreme Partei wählen?

MAKE FRANCE GREAT AGAIN

Als Jean-Marie Le Pen den Front National 1972 gründete, war es die Partei der ehemaligen Nazi-kollaborateure, antirepublikanisch, dogmatisch, neoliberal. Für die Mehrheit galt er als unwählbar. Einen einzigen nennenswerten Wahlerfolg erzielte Le Pen, als er 2002 einen schwachen linken Kandidaten schlug und in die Stichwahl gelangte. Ein breites republikanisches Bündnis versammelte sich anschließend hinter dem Kandidaten der Gaullisten, Jacques Chirac, um den Front National zu verhindern.

Danach versank der FN in der Bedeutungslosigkeit. 2011 übernahm schließlich die Tochter des Gründers: Marine Le Pen orientiert sich an nordeuropäischen Rechtspopulisten, arbeitet mit Provokation, mit der Selbstdarstellung als Opfer und als Verteidigerin der Tradition. Ihre Forderungen: Zuwanderungsstopp und Zölle, raus aus der NATO, raus aus dem Euro, raus aus dem Schengenraum, Schnellgerichte und Todesstrafe. Letztere hat sie zwar mittlerweile aus ihrem Wahlprogramm gestrichen. Sie will aber Volksinitiativen in Frankreich einführen – und regt an, darüber eine Rückkehr zur Todesstrafe zu beschließen. Nach Donald Trumps Wahlsieg kündigte sie an, auch Frankreich wieder „great“ zu machen, Franzosen sollten eine „Welt-

Bonjour, ist jemand zu Hause?
Für die Bilder auf diesen Seiten sind wir durch die französische Provinz gereist, wo ein Teil der Familie unseres Autors lebt



MARSEILLAISE

„Zu den Waffen, Bürger, formiert eure Truppen, marschieren wir, unreines Blut tränke unsere Furchen!“ So brutal hört sich der Text der französischen Nationalhymne auf Deutsch an. Kein Wunder: Ursprünglich trug die Hymne den Titel „Kriegslied für die Rheinarmee“, ihr Autor ist Claude Joseph Rouget de Lisle, ein Offizier der französischen Armee. Er schrieb das Lied zur Kriegserklärung Frankreichs an Österreich. Als Soldaten es später bei ihrem Einmarsch aus Marseille nach Paris sangen, wurde es zur „Marseillaise“.



LA TRICOLE

Die Flagge stellt eine Kombination aus den Farben des Wappens von Paris (Rot und Blau) und der Farbe des Königs (Weiß) dar. Die Anordnung der Farben stammt ebenfalls aus der Zeit der Monarchie und symbolisiert – so eine Interpretation – die durch das Volk (die Farben von Paris) eingeschränkte Macht des Königs (Weiß).

zivilisation im 21. Jahrhundert“ werden. Mit diesem Programm beherrscht der FN den politischen Diskurs. Bei der Europawahl 2009 wählten ihn gerade mal gut sechs Prozent der Franzosen. Fünf Jahre später war er mit rund 25 Prozent stärkste Partei.

Mein Cousin poltert von Einwanderung, Laizität und den Werten der Republik. Wenn ich nachfrage, zeigt sich, dass dahinter eher wenig steckt. Es klingt vielmehr, als wiederhole er Schlagworte direkt aus den Reden von Marine Le Pen. Spricht er aber darüber, wie er und seine Freunde nach der Ausbildung keine Arbeitsverträge bekamen, stattdessen von Job zu Job springen mussten, schlecht bezahlte und stupide Arbeit verrichteten oder wie er und seine Freunde die Tage mit Rumhängen verbringen, weil es außer Jobs an der Kasse von irgendeinem Supermarkt in der Region nichts gibt, dann klingt das anders. Das klingt authentisch, erlebt. Es klingt so, dass ich seine Verzweiflung verstehen kann.

Das Dorf, in dem wir uns am Küchentisch streiten, liegt im Osten Frankreichs, südlich von Lyon. Bei den Regionalwahlen 2015 wählten hier 32,9 Prozent der Einwohner im ersten Wahlgang den Kandidaten des Front National. Dieses Dorf steht für viele vergessene Dörfer auf dem Land, wo die jungen Menschen wegziehen, weil es keine Arbeit mehr gibt. Auch für meine Familie nicht.

ALS DAS BISTRO IMMER VOLL WAR

1960 übernahm meine Großmutter von meinem Urgroßvater ein Bistro in einer etwas abgelegenen Straße am Rande einer Bergbausiedlung. Der Förderurm des Puits Charles ragte davor in die Luft, eine der sechs Kohlegruben des Ortes. Man arbeitete unter Tage in drei Schichten, rund um die Uhr. Und nach der Schicht kamen die Arbeiter in das Bistro meiner Familie und tranken. Sie strömten in den Gastraum, gefolgt von ihren Frauen, die einen Teil des Tagelohns in Sicherheit brachten, bevor alles versoffen war. Die ganz Betrunkenen fuhr mein Großvater später nach Hause und verdiente sich so als Taxifahrer etwas dazu.

Die Minen liefen so gut, dass die Bergbauunternehmen mehr Leute brauchten. Erst kamen polnische Bergarbeiter, denen man provisorische Unterkünfte zuwies, später bekamen sie die gleichen einfachen Siedlungshäuser wie die Franzosen. Die Polen tranken viel, also lief das Geschäft meiner Oma gut. Sie veranstalteten große Familienfeste und trafen sich zum Tanzen. Franzosen und Polen beäugten sich anfangs, dann lernte man sich näher kennen und feierte zusammen.

1964 kamen die Algerier. Erst brachte man sie in provisorische Unterkünfte, dann baute man ihnen eine Siedlung – weit abgelegen bei den Minen. Die Kinder lernten sich in der Schu-

le kennen, die Eltern begegneten sich so gut wie nie. Eine algerische Familie mietete später das Dachgeschoss des Bistros. Nur manchmal kamen sie runter in den Gastraum, sie tranken keinen Alkohol.

Ab 1962 kamen die Rückkehrer aus dem Algerienkrieg, in dem Schätzungen zufolge 400.000 Algerier getötet wurden und 25.000 französische Soldaten (siehe Seite 28). Viele Soldaten kamen in ihre Dörfer zurück und suchten Arbeit, zum Beispiel in den Minen. Über viele Jahre herrschte eine gewisse Spannung, meist aber ignorierten sich die ehemaligen Soldaten und die algerischen Zuwanderer, manchmal gab es Schlägereien. Jeden Montag um 18 Uhr kam der Lokalpolitiker der Kommunisten ins Bistro. Und da standen sie dann, die Franzosen, die Polen und die Algerier, und lasen dieselben Pamphlete, hörten dieselben Reden vom Arbeiterkampf und von



der internationalen Solidarität. Man hielt zusammen, man stritt für gleiche Arbeit, gleiche Rechte, gleiche Pflichten, für die gleiche Partei. Die kommunistische.

Dann schloss die erste Mine, das war 1965. Elf Jahre später schloss die letzte. Und mit den Minen verschwand die Solidarität.

KEINE ARBEIT, KEINE KOMMUNISTEN

„Die Eigenschaft, Franzose zu sein, wurde zum zentralen Element der einfachen Leute und löste als solches das Arbeitersein oder Linkssein ab“, so der Soziologe Didier Eribon in seinem Buch „Rückkehr nach Reims“, in dem er genau das beschreibt, was mit meiner Familie geschah – nämlich wie aus stolzen Kommunisten Wähler des Front National wurden.





ders bei den Jugendlichen. Schlecht ausgebildete Menschen wie mein Cousin waren zum Nichtstun verurteilt. Die Schließung der Zechen, die Krise der Autohersteller, die Automatisierung in vielen Betrieben, das alles hat dazu geführt, dass große Teile seiner Generation ihr Land eigentlich nur im Abschwung kennen. In solch einer Situation erscheint es mir nachvollziehbar, dass die Menschen für die einfachen Rezepte des Front National empfänglich sind. Du bekommst wieder Arbeit, wenn die Migranten weg sind, alles wird gut, wenn wir aus der von Deutschland dominierten EU austreten und den Vormarsch des Islam stoppen. So einfach.

Die Wählerschaft des Front National ist der der Kommunistischen Partei der 1960er- und 1970er-Jahren sehr ähnlich. Laut Umfrageinstitut Ipsos wählten bei den Regionalwahlen 2015 43 Prozent

der Arbeiter und 36 Prozent der Angestellten den Front National, 36 Prozent der FN-Wähler haben keine höhere Schulbildung. Früher wählte man die Kommunistische Partei, weil sie die Probleme der Arbeiter verstand. Doch mit der Arbeit verschwand auch die Kommunistische Partei. Von 22 Prozent 1967 fiel sie auf unter zehn Prozent in den 1990er-Jahren. Mit dem Zerfall der Sowjetunion, von der sie unterstützt wurde, versank sie in der Bedeutungslosigkeit. Fortan wählte man entweder die Sozialisten, dabei war das eher die Partei der Lehrer, Beamten und Büroangestellten, oder die konservative UMP, die politische Heimat der Bauern, Rentner und Kaufleu-

te. So leidenschaftslos, wie sie gewählt wurden, so wenig Interesse zeigten beide Parteien an ihren neuen Wählern und den Problemen der ländlichen Regionen.

Nach dem Verschwinden der Minen leerte sich das Dorf meiner Großmutter. In den 1990ern wurde es mit einem Nachbarort zusammengelegt und verlor sogar seinen Namen. Die Geschäfte schlossen, selbst der Markt öffnete seltener. Die jungen Leute zogen weg, die Alten blieben. Auch meine Mutter verließ die Region, weil sie sich in einen Deutschen verliebte. Die Bevölkerung in ihrer Heimat schrumpfte, die Arbeitslosigkeit stieg – beson-

Vor einigen Wochen ploppte eine Mail auf meinem Telefon auf, Betreff „Inscription Liste Electorale“. Meine Mutter schickte mir einen Link zur Seite des französischen Wahlleiters. Man kann sich dort auf der Wahlliste eintragen lassen, als sogenannter Auslandsfranzose muss man sich registrieren. Seit sie vor 35 Jahren Frankreich verließ, hat sie nicht mehr gewählt. Wem sie diesmal ihre Stimme gibt, weiß sie noch nicht. Hauptsache gegen Marine Le Pen.

Ihr Bruder, mein Onkel also, wird am Wahltag wohl wie jeden Tag in seinem Bistro stehen, das er vor zehn Jahren am Marktplatz eröffnet hat. Dort treffen sich heute auch wieder die Trinker, diesmal aber keine Minenarbeiter. Es kommen die Alten und die Übriggebliebenen, jene, die es sich leisten können, hierzubleiben, weil sie Rente oder Arbeitslosengeld beziehen.

Bei meinem letzten Besuch stand auch mein Cousin noch hinter dem Tresen. Verdiente sich ein wenig Geld dazu. Inzwischen ist er in den Süden gegangen, arbeitet dort in Cafés, in Bars. Wieder einer weniger im Dorf meiner Großmutter. ←



DIE MARIANNE

ist das Symbol der französischen Republik, geboren mit dem Sturz der Monarchie 1792. Darüber sind sich die Franzosen einig. Zum Streit kommt es seit jeher in der Kleiderfrage: Darf, ja muss dieses Symbol der Freiheit seine Brüste entblößen? Einig wurde man sich bislang nicht. Deshalb stehen in Paris einfach zwei Statuen: eine halbnackte an der Place de la Nation, eine bekleidete an der Place de la République.



FROMAGES FRANÇAIS



Roquefort



Comté



Langres



Brocciu



Camembert



Crottin de Chavignol



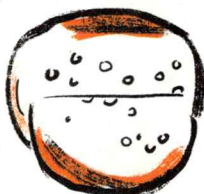
MORBIER



Cantal



Bleu de Gex



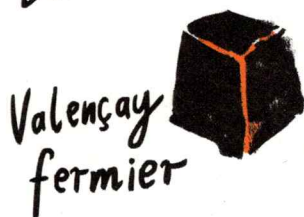
Mimolette



Bleu de chèvre



Époisses



Valençay fermier



Brie de Melun



Sainte-Maure de Touraine



Mont d'Or



Reblochon



Munster



Selles-sur-Cher



Pont l'Évêque

Wie soll man ein Volk regieren, das 246 Käsesorten kennt?

Über das delikate Verhältnis der Franzosen zum Essen

Von Felix Denk

→ Irgendwann platzte José Bové der Kragen. Zusammen mit anderen Bauern stürmte der Schafzüchter 1999 eine im Bau befindliche McDonald's-Filiale und haute alles, was er dort fand, kurz und klein. Personen wurden nicht verletzt, der Sachschaden aber betrug über 100.000 Euro. Wenn es um die Verteidigung ihrer kulinarischen Werte geht, können die Franzosen rabiat werden.

Man kann darüber streiten, ob der Adressat von Bovés Wutanfall besonders glücklich gewählt war. Der Bauer wollte gegen die Strafzölle protestieren, die die USA auf französische Produkte wie den Roquefort-Käse erhoben, nachdem sich die EU zuvor geweigert hatte, gentechnisch veränderte Nahrungsmittel aus den USA zu importieren. Die französischen McDonald's-Filialen beziehen ihre Ware aber vor allem – von französischen Bauern.

Eindruck hinterließ die militante Aktion aber allemal. Der unbeugsame Gallier Bové, der bestimmt nicht zufällig seinen Bart wie Asterix trägt, wurde in Frankreich zum Volkshelden, nahm er doch in den Augen vieler Franzosen den Kampf gegen Genfood, Globalisierung und die Ernährungsmultis auf. Zu seiner Gerichtsverhandlung im Jahr 2000 sollen viele Tausende Menschen gekommen sein. Heute sitzt Bové als Abgeordneter im Europäischen Parlament.

Die Franzosen und das Essen. Das ist die lange Geschichte einer großen Leidenschaft. Und immer wieder eine Frage von nationaler Wichtigkeit. Ja, mehr noch. Im Genuss verbindet sich die bewegte politische Geschichte des Landes mit dem privaten Leben so innig wie Essig und Öl in einer Vinaigrette.

Natürlich: So ziemlich alle Länder der Welt beziehen aus ihrer Küchentradition ein Stück nationaler Identität. Nur bei den Franzosen ist es eben ein besonders großes Stück. Nicht ohne Grund sehen sie ihr Land als die Wiege der

Kochkunst: Das Restaurant ist eine französische Erfindung, ebenso die klassische Menüfolge, die Arbeitsteilung einer Küchenbrigade, der Restaurantführer, praktisch alle Fachbegriffe der Gastronomie und so viele Rezepte und Küchentechniken, dass man sie hier gar nicht aufzählen kann. Und diese Geschichte beginnt in der Frühen Neuzeit.

Mit dem Aufkommen des Absolutismus im 17. Jahrhundert war Frankreich kulturell führend in Europa. Das zeigte sich nicht nur im Aufstieg des Französischen als Sprache der Diplomatie. Es zeigte sich auch darin, dass in Frankreich die findigsten Köche des Kontinents arbeiteten und mit ihren raffinierten kulinarischen Ideen den Hofstaat bei Laune hielten.

Bis ins 18. Jahrhundert waren die Freuden der gehobenen Küche nur dem Adel vorbehalten. Und der kämpfte darum, wer den König der Köche bei sich im Château beschäftigte. Auf die große Revolution, die die Macht des Adels brechen sollte, folgte dann auch eine kulinarische. Als große Teile der Aristokratie nach den politischen Umbrüchen von 1789 fliehen mussten, wurden ihre Köche nicht selten zu Unternehmern. Sie gründeten Restaurants, eröffneten Cafés, Pâtisseries und Delikatessengeschäfte. Deren Kundschaft waren nicht zuletzt die Abgeordneten der revolutionären Versammlungen, die jetzt zahlreich nach Paris kamen. Nicht nur die Gastronomie erblühte, sondern auch die Gastrokritik. Zahlreiche Bücher beschäftigten sich mit allen erdenklichen Fragen rund um das gute Essen. Wenn heute die Sterne des „Guide Michelin“ als globales Eichmaß für kulinarische Exzellenz gelten, dann hat diese Entwicklung hier ihren Ursprung.

Die Französische Revolution sorgte also auch für eine Demokratisierung des Geschmacks. Ludwig XVI. hingegen kostete sie den Kopf. Auf



LECKER ZAHLEN

Käseverbrauch
pro Kopf in
Frankreich:
26,7 Kilogramm
pro Jahr.
Gegessene
Baguettes pro Kopf
pro Tag: 0,5.
Liter Wein pro Kopf
pro Jahr: ca. 44



PAUL BOCUSE

In Frankreich gibt es so viele Spitzenköche wie in keinem anderen Land. Der bekannteste ist wohl Paul Bocuse, den der Restaurantführer Gault & Millau zum „Koch des Jahrhunderts“ kürte.



GESTOPFTE GÄNSE

Foie Gras – sogenannte Gänsestopfleber – ist in Frankreich eine beliebte Delikatesse, die aber Tierschützern regelmäßig den Appetit verdirbt. Denn damit die Leber richtig schön fett wird, trichtert man den Gänsen quasi rund um die Uhr Futter ein (in Deutschland und anderen europäischen Ländern ist die Produktion verboten). Wenn es um das Essen geht, kennen die Franzosen halt kein Pardon. So sind auch Froschschenkel nach wie vor auf vielen Speisekarten zu finden.

dem Weg zum Schafott trank der König übrigens noch ein Glas Champagner. Falsch hingegen ist, dass seine Gattin Marie Antoinette der nach Brot hungernden Bevölkerung empfahl, sie solle halt Kuchen essen. Es ist sogar doppelt falsch. Einerseits ist in dem Originalzitat von Brioche die Rede, ein dem Brot nicht unähnliches Hefeteiggebäck. Und außerdem sagte Marie Antoinette das nie. Weil der Hochmut und die Dekadenz aber so schön in den vorrevolutionären Furor passten, wurde der verhassten Königin das Zitat zugeschrieben.

Dass Essen nicht nur als Symbol für die Abgehobenheit der Aristokratie, sondern auch als Mittel der Diplomatie in Frankreich Karriere machen kann, bewies Charles Maurice de Talleyrand-Périgord einige Jahre später. Da hatte sich der Wind politisch schon wieder gedreht. Napoleon und seine Truppen unterlagen in den Koalitionskriegen. Der Kontinent lag in Trümmern. Auf

Mit Champagner wurden die Regenten anderer Länder gefügig gemacht

dem Wiener Kongress sollte ab September 1814 die Neuordnung Europas beschlossen werden. Frankreich fürchtete seine territoriale Zerschlagung. Dafür traten etwa Preußen und Österreich ein. Das zaristische Russland hingegen wollte mit einem starken Frankreich die aufstrebenden mitteleuropäischen Mächte in Schach halten.

Was machte Talleyrand? Er brachte den damaligen Pariser Starkoch Marie-Antoine Carême mit nach Wien und – wohl wissend um den ausgeprägten Champagnerdurst des russischen Zaren Alexander I. – auch gleich die passende Getränkebegleitung für die vielen, vielen Feste, die während des Wiener Kongresses abgehalten wurden. Allein auf dem kaiserlichen Hofball, bei dem praktisch der gesamte europäische Hochadel tanzte, ließ die französische Delegation 1.500 Magnumflaschen Moët springen.

Frankreich blieb die Zerschlagung schließlich erspart. Und ein exzellentes Marketing war die Maßnahme obendrein: Champagner galt fortan endgültig als der Inbegriff des Luxus und der Eleganz. Bis zur Oktoberrevolution 1917 zählte der russische Hof zu den besten Kunden. Auch heute noch ist Champagner ein wichtiger Aktivposten in der nationalen Handelsbilanz. Zusammen mit Wein und Spirituosen beläuft sich der Umsatz auf über zwölf Milliarden Euro pro Jahr.

Bis heute zeigen sich die politischen Verhältnisse immer wieder in Fragen des Essens. Etwa wenn es um die Einheit der Nation geht. Unter Charles de Gaulle erlebte Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg bewegte Zeiten. Algerienkrieg, Verfassungskrise, der schwierige Weg zur

europäischen Einigung. Zu diskutieren gab es viel. Und Einigkeit herrschte unter den Franzosen nur selten. Was sagte der Général dazu: „Wie soll man ein Volk regieren, das über 246 Käsesorten kennt?“

Zu den großen Themen der letzten Jahre zählt das angespannte Verhältnis zwischen der französischen Mehrheitsgesellschaft und der muslimischen Minderheit. Das zeigt sich auch an dem immer wieder aufkochenden Streit um das Schulspeisen. Seit 30 Jahren servieren die Schulkantinen Ersatzgerichte, wenn Schweinefleisch auf dem Speiseplan steht, damit jüdische und muslimische Kinder mit ihren Mitschülern die Mittagspause verbringen können. Das schmeckte ein paar Bürgermeister plötzlich nicht mehr. Sie hielten es für nicht vereinbar mit dem in der französischen Verfassung verankerten Prinzip des Laizismus, das die strikte Trennung von Kirche und Staat garantiert. Wenn Kippa und Kopftuch in der Schule als religiöse Symbole verboten seien, so ihr Argument, dann dürfe der Speiseplan auch nicht nach religiösen Vorschriften gestaltet sein. Das löste einen landesweiten Streit aus, der bis heute nicht geklärt ist.

Die große Küchentradition verstehen die Franzosen aber auch als Wachstumsmotor. Das hat sich jedenfalls das französische Außenministerium überlegt. Sie soll den Tourismus ankurbeln und der seit der Bankenkrise 2008 schwächelnden Wirtschaft einen Schub verpassen. Um mit dem kulturellen Kapital der Küche das Außenhandelsdefizit zu verkleinern, lud der damalige Außenminister Laurent Fabius 2015 die Spitzenköche des Landes zu einer Veranstaltung in seinen Amtssitz am Seineufer ein – sie seien ja Botschafter des Landes. „Gastrodiplomatie“ nannte Fabius seine PR-Maßnahme. Seither wird einmal pro Jahr auf der ganzen Welt die französische Küche mit der kulinarischen Offensive „Goût de France/Good France“ gefeiert. Tatsächlich steht „das französische Gastmahl“ seit 2010 auf der Liste des immateriellen Kulturerbes der UNESCO. Es teilt diesen Status etwa mit dem Tango aus Argentinien und Uruguay oder einer traditionellen mongolischen Musik. Ganz nach dem Geschmack der Franzosen dürfte sein, dass ihre die erste Landesküche ist, der diese Ehre zuteilwurde. ←



Chapitre

deux

[dø]

Das Frankreich von heute kann man eigentlich nur verstehen, wenn man auf das Frankreich von gestern schaut. Auf die Kolonialgeschichte oder auch auf das spezielle Verhältnis zu Deutschland. Angeblich sind unsere Länder ja „Erbfeinde“, aber das ist im Grunde genommen eine Propagandalüge der Kriegstreiber von gestern. Dass sich Frankreich und Deutschland heute so gut verstehen, ist ein Garant für die Sicherheit in Europa. Auf den folgenden Seiten geht es auch um ein anderes wichtiges Kapitel in Frankreichs Geschichte, den Algerienkrieg. Dass sich Frankreich dafür nie entschuldigt hat, sorgt bis heute für Probleme.





Ziemlich beste

Das gute Verhältnis zwischen
Deutschland und Frankreich ist
für den Frieden in Europa
zentral – nach Jahrhunderten, in
denen man sich mal bekriegte,
mal versöhnte und
Propagandisten immer wieder
den Quatsch von der
Erbfeindschaft aufs Tapet*
brachten. Dieser Text erspart
euch viele Geschichtsstunden

Von Jan Ludwig

Feinde

→ Dreiundzwanzig kriegerische Konflikte in 500 Jahren, dazu zwei Weltkriege mit Millionen von Toten. Alle 20 Jahre ein neuer Krieg. Wer heute 80 Jahre oder älter ist, wuchs mit der steinernen Wahrheit auf: Der Franzose, das ist der Feind, und er wird es auch immer bleiben. Muss man nicht zwei Länder, die so oft miteinander kämpften wie Frankreich und Deutschland, als Erbfeinde bezeichnen?

Mit der Erbfeindschaft ist es wie mit so vielen Schlagwörtern: Sie schlagen, aber sie treffen oft nicht. Ein „Deutschland“ gab es nämlich in den vergangenen 500 Jahren lange nicht. Zwar herrschte ein Kaiser über das „Heilige Römische

Franzosen scheinen immer alles früher zu haben: Nationalstaat & Revolution

Reich Deutscher Nation“. Der aber kam meistens aus dem Haus Österreich, aus dem Adelsgeschlecht der Habsburger. Und überhaupt: Das Reich war eher ein Patchwork aus Hunderten von Klein- und Kleinststaaten mit je eigenen Zöllen, eigenen Maßeinheiten, eigenen Kriegen.

Nicht Deutschland, sondern das Haus Österreich galt daher lange als größter Gegenspieler Frankreichs. Meist versuchten französische Truppen, Territorien im Osten zu erobern, mit mehr oder weniger großem Erfolg. Das änderte sich auch nicht, als im frühen 18. Jahrhundert im Nordosten des Heiligen Römischen Reiches ein neuer Staat mächtiger und mächtiger wurde: Preußen. Noch war das Land eine Regionalmacht, kein Big Player auf der europäischen Bühne. Noch nicht.

Die Adelshäuser Europas machten damals Politik auf dem Schlachtfeld (durch Kriege) und im Bett (durch geschickte Heirat). Vererbt wurde da nicht viel – außer Krankheiten wegen häufiger Inzucht. Man schmiedete Allianzen und zerstritt sich wieder, manchmal innerhalb weniger Jahre. Auch Frankreich und Preußen pflegten eine solche On-off-Beziehung.

Friedrich II., genannt „der Große“, wird 1740 König in Preußen. Den Franzosen ist er ein Rätsel. Friedrich schreibt und spricht exzellentes Französisch, sogar besser als Deutsch – das reicht bei ihm gerade zum Schimpfen. Voltaire, Frankreichs scharfzüngigster Philosoph, ist drei Jahre lang Gast auf seinem Schloss in Potsdam. Friedrich nennt es „Sanssouci“ und nicht, wie es auf Deutsch hieße, „Sorglos“. Doch so sehr die Franzosen den Oberpreußen für seinen philosophischen Weitblick loben, so sehr sind ihnen seine militärischen Abenteuer in Schlesien und Sachsen suspekt.

Frankreich treiben bald andere Sorgen um als der Gegner im Osten. Nach der Revolution

1789 kommt in Frankreich der Korse Napoleon Bonaparte an die Macht. Mit seiner „Grande Armée“ erobert er Gebiete von Gibraltar bis Danzig, auch das Heilige Römische Reich nimmt er ein. Triumphierend zieht er durchs Brandenburger Tor. Frankreich ist jetzt auf dem Gipfel seiner Macht, Deutschland so zerstückelt wie nie. Von dieser Kränkung wird es sich lange nicht erholen.

Napoleon weiß, wie man Besiegte ködert. Die Kurfürsten von Sachsen, Bayern und Württemberg macht er zu Königen, denn nichts ist für Alleinherrscher so bestechend wie ein neuer Hermelinpelz. Doch die Schmeicheleien helfen Napoleon nur kurz. 1812 überfrisst er sich in seinem Machthunger. Im Russlandfeldzug verliert er den Kampf um Moskau, von seiner Grande Armée überlebt nur ein Bruchteil den Rückzug. Mit 675.000 Mann, davon bis zu 200.000 preußische, sächsische und bayerische Soldaten, war Napoleon in den Krieg gezogen. Zurück kam er mit insgesamt nur etwa 100.000 halb erfrorenen Invaliden.

Für diesen Tyrannen wollten die besetzten deutschen Staaten, allen voran Preußen, nie mehr in den Krieg ziehen (müssen). Sie waren die Franzosen leid, dieses übergroße Volk, das immer alles besser wusste und immer alles früher zu haben schien: den Nationalstaat, die Revolution, die Herrschaft über Europa.

Auch die Schriftsteller erhoben sich mit der Feder und dem Gewehr gegen die Besatzer. Um die Deutschen, die sich in erster Linie als Preußen, Bayern, Württemberger fühlten, über alle Regionalgrenzen hinweg zu den Waffen zu rufen, erfanden sie ein Zerrbild: hier die edlen Deutschen, dort die verschlagenen Franzosen. Je größer der Hass auf Frankreich, desto patriotischer die Gefühle. Denn nichts eint so sehr wie ein gemeinsamer Feind. In den Befreiungskriegen 1813 bis 1815 trieben die österreichischen, preußischen und russischen Truppen Napoleon zurück über den Rhein.

Einer, der sich mit seinem Franzosenhass ganz besonders hervortat, war der Schriftsteller Ernst Moritz Arndt. Seine Bücher und Gedichte wurden phänomenale Bestseller, hunderttausendfach verlegt. „Ich hasse alle Franzosen ohne Ausnahme im Namen Gottes und meines Volkes“, schrieb Arndt. „Ich lehre meinen Sohn diesen Hass. Ich werde mein ganzes Leben arbeiten, dass die Verachtung und der Hass auf dieses Volk die tiefsten Wurzeln in deutschen Herzen schlage.“ Wäre Erbfeindschaft wirklich erblich: Hier fände man das mutierte Gen.

Und auf französischer Seite? Da las man einen anderen Bestseller, „De l'Allemagne“, und lernte dadurch, dass die Deutschen gut dichten können, aber auch viel Bier trinken. Die Autorin Germaine de Staël hatte Deutschland mehrfach



FRANKREICH, DEUTSCHLAND UND DIE EU

Wenn es um die EU und ihre Vorgängerorganisationen geht, haben Frankreich und Deutschland von Anfang an eine wichtige Rolle gespielt. Beide zählten 1951 zu den Gründungsmitgliedern der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl. Als sich dann 1957 sechs Staaten zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) zusammenschlossen, gehörten die beiden Länder auch wieder dazu. Mit dem Vertrag von Maastricht, durch den die EU 1993 geschaffen wurde, verpflichteten sich die Mitglieder schließlich zu einer engen wirtschaftlichen und politischen Zusammenarbeit. Als bevölkerungsreiche Länder besitzen Frankreich und Deutschland – zusammen mit Großbritannien und Italien – noch heute die höchstmögliche Stimmzahl im EU-Ministerrat und im Europäischen Rat.



POW!
bereist und porträtierte die Nachbarn nun als Volk der „Dichter und Denker“: ein bisschen wunderbarlich zwar und schwermütig, aber eben auch klug.

Die Deutschlandbegeisterung in Frankreich geriet jedoch bald ins Wanken. Wieder war es ein preußischer Staatslenker, der an die Macht kam und die Franzosen gleichermaßen beeindruckte und verstörte: Otto von Bismarck, Ministerpräsident von Preußen, führte ein Regiment mit „Blut und Eisen“. Seine Feldzüge etwa gegen Hannover, Hessen und Dänemark in den 1860ern ließen Frankreich erschauern. Wie mächtig konnte dieses Preußen noch werden?

Bismarck ist es auch, der durch eine List den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 heraufbeschwört. Beide, Frankreich und Deutschland, sind daran nicht unschuldig. Diesmal zwingen die Deutschen die Franzosen in die Knie, erobern das Elsass und Lothringen. Ihren Minderwertigkeitskomplex kurieren die Deutschen mit einer Demütigung des Nachbarn. Die Gründung des Deutschen Kaiserreiches wird im Spiegelsaal zu

Die Deutschen erscheinen den Nachbarn als geistreiche Rohlinge

Versailles verkündet, der Prunkstätte der französischen Könige. Die Deutschen benehmen sich wie ein Wilderer, der erst den Elefanten erlegt, den Stiefel dann auf den Stoßzahn stellt und zum Schluss ein Selfie macht. Für die Franzosen eine unsägliche Schmach.

Im und nach dem Krieg kursiert nun auch wörtlich der Begriff „Erbfeindschaft“. In den Zeitungen, auf Plakaten und in den Geschichtsbüchern Frankreichs ist von der „blutenden Wunde“ Elsass und Lothringen die Rede. Manche fordern gar Rache, französisch „revanche“. Selbst in Kirchen wird gepredigt, die Deutschen und die Franzosen seien unversöhnliche Feinde seit Jahrhunderten.

Gut 100 Jahre später geht diese Saat auf. Mit der Parole „Zivilisation gegen Barbarei“ ziehen 1914 beide Seiten in den Ersten Weltkrieg. Dabei sind die Barbaren immer die anderen. Noch immer verstehen die Franzosen die Deutschen nicht. Die Nachbarn scheinen schizophr zu sein: träumerisch mit dem Kopf, kriegerisch mit der Faust. Als „Rohling mit Erfinderpapenten; Doktor der Mordkunst, der Lüge, Doktor in der Kunst der Verleumdung, des Feuerlegens“ charakterisierte der französische Schriftsteller André Suarès die Deutschen 1915.

Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg ist noch frisch, als deutsche Divisionen 1940 erneut auf Paris zurollen. Frankreich kapituliert schnell, auch, um Schlimmeres zu verhindern – und kollaboriert. Erst der Résistance unter

Charles de Gaulle, vor allem aber den alliierten Truppen gelingt 1944 die Rückeroberung des besetzten Landes.

Es dauert fünf Jahre, bis Ludwigsburg und Montbéliard die erste deutsch-französische Städtepartnerschaft nach dem Krieg aufnehmen. Heute wohnen rund drei Viertel aller Deutschen und Franzosen in Städten und Gemeinden mit einer Partnerschaft. Ab Ende der 1940er-Jahre machen sich zwei Dutzend deutsche und französische Historiker und Geschichtslehrer daran, das Erbe der Erbfeindschaft zu tilgen. Der Hass soll nicht den nachfolgenden Generationen weitergegeben werden. Die Fragen, die sie klären müssen, könnten vertrackter nicht sein. Wer hatte wann einen Anspruch auf Elsass-Lothringen? Waren Napoleon III. und Bismarck Kriegstreiber? Und wer löste den Ersten Weltkrieg aus? Bildlich gesprochen ist dieses Treffen die Keimbahntherapie der Erbfeindschaft.

Besiegelt wird die deutsch-französische Wiederannäherung 1963 mit dem Élysée-Vertrag. In der Kathedrale von Reims geben sich Staatspräsident Charles de Gaulle und Bundeskanzler Konrad Adenauer zuvor die Hand. Achtzehn Jahre nach Kriegsende handelt ausgerechnet de Gaulle, der Held der Résistance, der Rückeroberer von Paris, die Wiederannäherung aus. Allzu schwer fällt ihm das offenbar nicht. „Unser größter Erbfeind ist nicht Deutschland, sondern England“, vertraut er einem Berater an.

Verfolgt man den Ausdruck „Erbfeind“ durch die Jahrhunderte, wurde da in der Tat ziemlich viel vererbt: Mal hielten die Habsburger die Osmanen für den Erbfeind, dann die Niederlande Spanien, dann Spanien England, dann England Frankreich, dann Frankreich Deutschland. Was denn auch mehr über den Begriff „Erbfeind“ aussagt als über diese Länder und deren Beziehungen. Das Dominospiel der Macht ist jedenfalls seit 72 Jahren beendet, in Erbfeindschaftseinheiten gerechnet: seit drei nicht stattgefundenen Kriegen. So gesehen ist es ein Wunder, dass die Europäische Union den Friedensnobelpreis nicht schon viel früher erhalten hat. ←

*„Aufs Tapet bringen“ heißt so viel wie „zur Sprache bringen“. Ein schönes Beispiel für die etlichen französischen Wörter, die wir im Deutschen benutzen wie: Parfum, Metier, Restaurant, Menü, Fete und viele mehr



SIEGESSÄULE IN BERLIN

Wie der Name schon sagt, feiert die Siegessäule im Berliner Tiergarten – nun ja – Siege. Errichtet wurde die „Goldelse“, wie die Berliner sie nennen, als Siegeszeichen des erfolgreichen Feldzugs Preußens gegen Dänemark 1864. Sie sollte auch an die Einigungskriege gegen Österreich (1866) und Frankreich (1870/71) erinnern, an deren Ende in Versailles das „Deutsche Kaiserreich“ gegründet wurde.



SCHÜLER- AUSTAUSCH

Bei deutschen Schülern landet Frankreich nur auf Platz sieben der beliebtesten Gastländer. Woran liegt's? Angst vor Pferdesalami, Schnecken und Froschschenkeln? Vielleicht. Wahrscheinlicher ist eine andere Erklärung: Platz eins bis sechs sind ausschließlich von englischsprachigen Ländern belegt – allen voran die USA.

Schreckensregime

Im Zweiten Weltkrieg halfen Franzosen den Nazis bei der Verfolgung von Juden und Widerstandskämpfern. Die damalige Vichy-Regierung kollaborierte mit den deutschen Besatzern

Von Jan Ludwig

→ Die Situation hätte kaum auswegloser sein können. Auf breiter Front rollten deutsche Panzer im Frühsommer 1940 auf Paris zu, die Stadt war nicht mehr zu halten. Den Franzosen waren die Gräueltaten an der Westfront im Ersten Weltkrieg noch in schrecklicher Erinnerung. 1,3 Millionen französische Soldaten hatten damals ihr Leben gelassen – bei einer Bevölkerung von 40 Millionen. Frankreichs Politiker standen nun vor einem moralischen Dilemma: Sollte man einen Waffenstillstand anbieten, um vielleicht noch Menschenleben zu retten, oder weiter gegen die deutsche Wehrmacht kämpfen?

Sie entschieden sich für das Ende der Kämpfe. Mit dem Waffenstillstand von Compiègne vom Juni 1940 endete der Westfeldzug der Deutschen. Im größeren Nordteil Frankreichs herrschte von nun an die Wehrmacht, im Süden, etwa 40 Prozent des Staatsgebietes, entstand der „État français“. Der greise Marschall Philippe Pétain, ein 84-jähriger Kriegsheld, wurde mit der Bildung einer Regierung beauftragt und mit quasidiktatorischen Vollmachten ausgestattet. Der Regierungssitz wurde in den Kurort Vichy verlegt. Bekannt ist der „État français“ deshalb als „Vichy-Frankreich“.

Frankreich war schon vor dem Überfall der deutschen Truppen ein zerrissenes Land. Linke und rechte Kräfte kämpften teils blutig um die Macht im Land. Monarchisten und Reaktionäre, Rechtsextremisten und Antisemiten sahen im Vichy-Regime nun eine willkommene Gelegenheit, um sich ihrer Gegner zu entledigen.

Als wichtigster Mann neben Marschall Pétain galt Pierre Laval, ein Realpolitiker durch und durch. Noch Mitte der 1930er hatte er versucht, eine französisch-italienische Allianz gegen Nazideutschland aufzubauen. Nun, da das Deutsche Reich scheinbar unaufhaltsam den Kontinent erobert, wandelt er sich zum Kollaborateur. Wie anders sollte man auch in einem Nazi-Europa das eigene Volk regieren, wenn nicht unterwürfig? Andere entschieden sich für das Gegenteil – und kämpften als Mitglieder der Résistance, der Widerstandsbewegung, im Untergrund oder vom Ausland aus gegen das Vichy-Regime und die Nationalsozialisten.

1943 gründet Laval die Milice française. Die faschistische paramilitärische Organisation verhaftet vor allem Kämpfer der Résistance und Juden, auch mithilfe der deutschen Sicherheitspolizei. Sofern man sie nicht sofort ermordet, werden sie zu Zehntausenden in deutsche Konzentrationslager deportiert. Beim Massaker von Guerry im Juli 1944, nur eines unter vielen, stürzten Milizionäre 36 Juden in einen tiefen Brunnen, viele von ihnen bei lebendigem Leibe. Dann werfen sie Steinblöcke hinterher.

Der weltanschauliche Riss zwischen jenen, die sich auflehnen, und jenen, die bereitwillig mitarbeiten, zieht sich im Vichy-Regime auch durch Familien. Joseph Darnand, militärischer Leiter der Milice française, wird 1943 Obersturmführer der Waffen-SS, leistet einen Eid auf Hitler. Sein Neffe, Robert Darnand, schließt sich der Résistance an und wird in das KZ Neuengamme am Rande von Hamburg deportiert.

Mit der Befreiung Frankreichs im Sommer 1944 geht das Vichy-Regime unter. Pétain und Laval werden von ihren Landsleuten angeklagt. Sie hätten doch nur das Wohl Frankreichs im Sinne gehabt, verteidigen sie sich. Zum Tode verurteilt werden beide, hingerichtet wird nur Laval.

1995 spricht Präsident Jacques Chirac von Vichy als schwarzer Stunde, die auf ewig die Geschichte Frankreichs beflecken wird: „Den kriminellen Wahnsinn der (deutschen) Besatzer haben Franzosen, hat der État français unterstützt.“ Kein Staatschef Frankreichs hat je zuvor die Beteiligung des Vichy-Regimes an den Verbrechen der Nationalsozialisten so deutlich benannt. ←

Der französische Fotograf André Zucca dokumentierte das Alltagsleben unter deutscher Besatzung und arbeitete auch für die Wehrmacht. Deswegen sahen einige in ihm einen Kollaborateur, der Propaganda für die Besatzer machte



SEID NICHT SO TUGENDHAFT

**Wie sehen uns die
Franzosen? Immer mehr
finden Deutschland cool,
aber viele ärgern sich
auch über die deutsche
Arroganz. Schreibt
unser Autor Arnaud
Leparmentier, leitender
Redakteur der
Tageszeitung „Le Monde“**

→ Lange Zeit brachte London die trendbewussten Franzosen zum Schwärmen, doch die europäische Stadt der Stunde ist eindeutig Berlin. Die deutsche Hauptstadt gilt manchen als besonders lebenswerter Ort, kosmopolitisch, voller Kultur und viel günstiger als Paris. Man sieht Berlin nicht mehr wie frühere Generationen als preußisches Machtzentrum oder zerrissene Stadt. Als einen Ort mit düsterer Vergangenheit.

Seit der Jahrtausendwende ist die Stimmung in Frankreich vor allem durch die Wirtschaftskrise schlechter geworden, und immer sehnsüchtiger schaut man nach Deutschland. „Leben wie ein Franzose in Berlin“ heißt es heute, so wie es früher in Deutschland hieß: „Leben wie Gott in Frankreich“. So haben sich die Zeiten geändert.

Auch ich habe mich in Berlin verliebt, wo ich vier Jahre lang gelebt habe. Ich kam um das Jahr 2000 herum, als die Regierung von Bonn nach Berlin umzog und sich die Mietshäuser im Prenzlauer Berg noch nach DDR anfühlten. Eine Zeit, in der der Ostteil der Stadt vom Reichtum weit entfernt war, in der Luxusgeschäfte noch undenkbar waren. Ich liebe auch die deutsche Sprache, musikalisch wie das Italienische, aber so kraftrau-

bend zu lernen. Der deutschen Küche kann ich wenig abgewinnen, außer im Frühjahr zur Spargelzeit.

Seit Kriegsende blicken die Franzosen wohlwollend auf die Bundesrepublik. An ihrer florierenden Wirtschaft nahm man sich ein Beispiel, in der Freundschaft wurde man vom Bundeskanzler und vom Präsidenten bestärkt. Erst von de Gaulle und Adenauer, später von Giscard und Schmidt und Mitterrand und Kohl. Als ich noch Deutschlandkorrespondent war, war Kohl in der Bevölkerung wenig beliebt. Wir Franzosen aber liebten ihn. Er hatte Deutschland geeint, ohne Europa zerbrechen zu lassen. Er kämpfte für den Euro. Kohls Deutschland und Frankreich waren ebenbürtige europäische Partner. Das hat sich geändert. Viele Franzosen haben den Eindruck, dass die gute Beziehung zwischen beiden Ländern in den letzten Jahren zunehmend verkrampfter wurde.

Deutschland floriert zwar noch immer, was die Franzosen weiterhin bewundern, doch in die Bewunderung schleichen sich Neid und Missgunst. Der Vorwurf lautet, dass Deutschland die Europäische Union in ein deutsches Europa verwandelt hat und dass es Europa vor

Zugegeben: Der VW-Skandal tut mal richtig gut

allem mit Blick auf die eigenen Belange führt. Nach Fukushima beschloss man die Energiewende und schmiss die Kohlekraftwerke wieder an, ohne es mit den europäischen Partnern abzusprechen. Man entschied sich im Alleingang für die Aufnahme von syrischen Flüchtlingen: Großzügig, aber die Sogwirkung der Entscheidung traf auch die europäischen Nachbarn. Deutschland möchte eine größere Rolle in der internationalen Diplomatie spielen, aber sobald es darum geht, Soldaten irgendwo hinschicken, sind die Deutschen plötzlich sehr still.

Exportrekorde, sinkende Arbeitslosigkeit, dazu noch ein großes Herz für Flüchtlinge – manchmal geht uns unser tugendhafter Nachbar ein bisschen auf die Nerven. Besonders dann, wenn wir den Eindruck haben, dass die Deutschen

anderen europäischen Ländern vorschreiben, wie sie zu leben haben – oder besser: wie sie zu sparen haben. Und wir sehen auch ohne deutsche Überlegenheitsgesten, dass unsere Wirtschaft mittlerweile so abgehängt ist, dass wir auch politische Macht in Europa eingebüßt haben. Da tut es fast gut, wenn die tugendhaften Deutschen bei Betrügereien wie dem Volkswagen-Skandal erwischt werden.

Deutschlands Rolle in Frankreich ist größer geworden, das sieht man auch daran, dass es momentan in der Präsidentschaftswahl stets Thema ist. Nicht, dass wir noch über die Nazivergangenheit sprechen (das überlassen wir den Engländern, die sowieso nichts von deutsch-französischer Freundschaft verstehen), die Kritik an den Deutschen betrifft eher die Gegenwart – und sie kommt von ganz links und ganz rechts. Im Europäischen Parlament hat Marine Le Pen Ende 2015 den französischen Präsidenten François Hollande als „Vizekanzler unter Angela Merkel“ bezeichnet, als „Verwalter der Provinz Frankreich“. Sie warf ihm vor, sich von Berlin den Kurs diktieren zu lassen. Ganz links bezeichnet Jean-Luc Mélenchon, Kumpel von Oskar Lafontaine, die Deutschen als Imperialisten, die ihre Nachbarn mit Exportüberschüssen ruiniert haben.

Bei so viel Verbitterung zittern die Germanophilen in Frankreich. Sie wissen, dass es unumgänglich ist, offen mit den Deutschen zu sprechen, um eine neue Vertrauensbasis zu finden. Eine Bedingung dafür ist eine Sanierung Frankreichs. Das zumindest ist die These von einem der aussichtsreichsten Kandidaten für das Präsidentenamt, dem Sozialliberalen Emmanuel Macron. Die zweite Bedingung aber ist, dass sich Deutschland nicht im Status quo einrichtet. Dass auch Deutschland sich ändert, mehr an die anderen Länder denkt, weniger an die eigenen Interessen. Frankreich und Deutschland müssen die Union von Grund auf neu gestalten. Die gute Nachricht ist, dass ihre Verbindung stark genug ist, das zu schaffen. ←

Übersetzt von Fabian Federl



Edith Piaf
1915–1963, wurde als Sängerin weltberühmt durch tragisch-schöne Chansons wie „Non, je ne regrette rien“ oder „La vie en rose“, letzterer wurde von zahlreichen Musikern auf der ganzen Welt gecovert

Serge Gainsbourg

1928–1991, wurde weltberühmt durch den zeitweise indizierte Song „Je t’aime... moi non plus“, in dem er mit der Schauspielerin und Sängerin Jane Birkin um die Wette stöhnte. Liebes Skandale und schrieb Drehbücher und Filmmusik für über 40 Filme

Daft Punk

1993 gegründete House-Musikband. Die Mitglieder Guy-Manuel de Homem-Christo und Thomas Bangalter mit ihren charakteristischen Robotermasken



Françoise Hardy

Geboren 1944, Sängerin mit frühem Talent. Gleich nach dem Abi brachte sie ihre erste Schallplatte heraus, die sich 1962 über zwei Millionen Mal verkaufte

Carla Bruni

1967 geboren, ehemaliges Model, Musikerin und seit 2008 auch bekannt als Frau an der Seite von Nicolas Sarkozy, dem ehemaligen französischen Staatspräsidenten. Hat trotz ihrer Rolle als Première Dame ihre künstlerische Karriere weiterverfolgt

Charles Aznavour

1924 in Paris geborene französischer Sänger und Komponist. Legende mit armenischen Wurzeln. Hat mehr als tausend Chansons aufgenommen. Tritt trotz biblischem Alter noch weltweit auf Konzerten auf

Air
Französische Band bestehend aus dem Popduo Nicolas Godin und Jean-Benoît Dunckel. Mit ihrem Album „Moon Safari“ wurde ihre sanfte Elektronikmusik ab 1998 in ganz Europa bekannt



Haute Cu

Filme, Bücher, Musik: Es lebe die französische Kultur. Das Beste von gestern und heute

Illustration: Eva Hillreiner

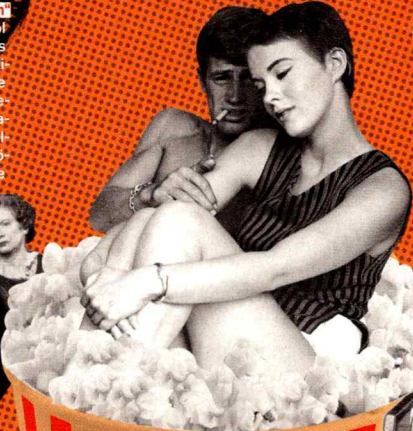
„Das Blut der Anderen“

1984 von Claude Chabrol (der Film basiert übrigens auf einem existenzialistischen Roman von Simone de Beauvoir). Der Nouvelle-Vague-Regisseur thematisierte gern die Doppelbödigkeit der französischen Bourgeoisie



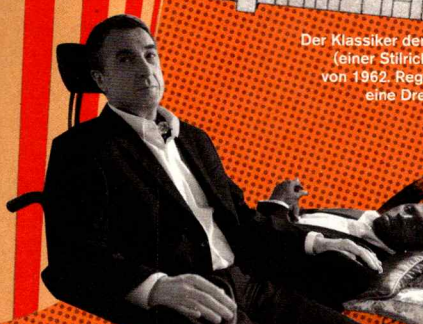
„Im Rausch der Tiefe“

Kultfilm zum Mitfiebern von Luc Besson aus dem Jahr 1988. Im Director's Cut tauchen zwei Apnoe-Taucher fast drei Stunden um die Wette. Gut geht das Unterwasserepos natürlich nicht aus



„Außer Atem“

Machte 1960 Jean-Paul Belmondo in der Rolle des Kleinkriminellen Michel zum gefeierten Schauspieler. Erster Spielfilm von Regisseur Jean-Luc Godard. Revolutionär, weil mit Handkamera und natürlichem Licht gedreht. Klassisch schön: Jean Seberg als Geliebte Michels



„Monsieur Claude und seine Töchter“

Merkwürdiger Filmtitel für tolle Komödie von Philippe Clair. Der Regisseur Chauveron aus dem Jahr 2001 die den Finger auf die Wurde des Alltagsrassismus legt



Jules und Jim

Der Klassiker der französischen Nouvelle Vague (einer Stilrichtung des französischen Kinos) von 1962. Regisseur François Truffaut erzählt eine Dreiecksbeziehung – natürlich mit tragischem Ende



„Ziemlich beste Freunde“

Komödie von den Regisseuren Olivier Nakache und Eric Toledano und in Frankreich erfolgreichster Film des Jahres 2011. Tolle Szene: als Schauspieler Omar Sy den gelangweilten Gästen eines klassischen Konzertes mit einer Tanzeinlage zu Earth, Wind & Fire gute Laune macht

„Die fabelhafte Welt der Amélie“

Im Liebesfilm von Jean-Pierre Jeunet aus dem Jahr 2001 konnte man sich nur in die scheue Hauptdarstellerin Audrey Tautou verlieben. Wirtschaftlich äußerst erfolgreich: Spielt weltweit 140 Millionen US-Dollar ein



der Musiker
nd Thomas
big. Besonderheit:
hne schräge



Juliette Gréco
Geboren 1927. Gilt als Grande Dame des Chansons und Muse der Existenzialisten. Von Sartre im Pariser Künstlertreff „Tabou“ entdeckt. Camus, Sagan und Sartre schrieben Texte für sie. Trotz notorischen Lampenfiebers trat sie bis 2015 noch auf.

Vanessa Paradis
Die 1972 geborene Sängerin ist international mit dem Top-10-Hit „Joe le Taxi“ (1987) und als Schauspielerin und Model (Chanel) mit charmanter Zahnücke bekannt geworden. Auch: Ex-Lebensgefährtin von Hollywoodstar Johnny Depp

Boris Vian
1920–1959. Allroundgenie und Kultautor, seine surreale Liebesgeschichte „Der Schaum der Tage“ von 1946 ist eine Art literarisches Nationalheiligtum in Frankreich

Marguerite Duras
1914–1996, geboren in der französischen Kolonie Indochina (heute Vietnam), ihre autobiografische Erzählung „Der Liebhaber“ wurde 1984 mit dem Prix Goncourt, dem bekanntesten französischen Literaturpreis, ausgezeichnet

Simone de Beauvoir
1908–1986, spätestens mit dem Welterfolg „Das andere Geschlecht“ (1949) wurde die Schriftstellerin zur bekanntesten Intellektuellen Frankreichs, gehörte ebenso wie ihr Lebensgefährte Jean-Paul Sartre zu den Existenzialisten

Albert Camus
1913–1960, den Philosophen und Schriftsteller kennt jeder aus der Schule. Nobelpreisträger und gemeinsam mit Sartre Vordenker des Existenzialismus. Bekannteste Werke: „Der Fremde“ (1942) und „Die Pest“ (1947)

Philippe Djian
Geboren 1949. Schriftsteller. Bekannt ist vor allem sein Roman „Betty Blue“ der 1986 von Jean-Jacques Beineix (Regisseur von „Diva“) verfilmt wurde

Jean-Paul Sartre
1905–1980, DER französische Intellektuelle, Philosoph und Romancier des 20. Jahrhunderts. Sein Hauptwerk „Das Sein und das Nichts“ von 1943 gilt als theoretisches Fundament des Existenzialismus. Jahrzehntelanger Lebensgefährte von de Beauvoir (vielleicht auch, weil sie immer getrennt wohnten)

Françoise Sagan
1935–2004, französische Bestsellerautorin, bekanntestes Werk: „Bonjour Tristesse“ von 1954

„Die Liebenden von Pont-Neuf“
Dramatischer Liebesfilm über einen Clochard und eine erblindende Malerin, die die wunderbare Juliette Binoche spielt. 1991 von Leos Carax verfilmt

„Der Freund meiner Freundin“
Einer von sechs Filmen des Zyklus „Komödien und Sprichwörter“ von Nouvelle-Vague-Regisseur Eric Rohmer. 1987 entstanden, geht's – wie so oft bei Rohmer – in langen Dialogen um Leidenschaft und Liebe

Michel Houellebecq
Unklares Geburtsdatum (1956 oder 1958), gilt als französischer Skandalautor, nicht erst seit seiner 2015 erschienenen politischen Fiktion „Unterwerfung“. In der Frankreich im Jahr 2022 von einem islamischen Präsidenten regiert wird

Yasmina Reza
Die 1957 geborene französische Schriftstellerin mit multikulturellem Hintergrund gehört zu den meistgespielten zeitgenössischen Theaterautorinnen und wurde international bekannt durch die Theaterstücke „Kunst“, „Drei Mal Leben“ und „Der Gott des Gemetzels“ (hat Roman Polanski 2011 verfilmt)

„The Artist“
Schwarz-Weiß-Film von 2011. Der Regisseur Michel Hazanavicius erzählt von den Karrieren zweier Leinwandstars im Hollywood der Zwanziger – fast komplett ohne gesprochenen Text

ture





Das Trauma

Der algerische Unabhängigkeitskrieg von 1954 bis 1962 hat Frankreichs Verhältnis zu den arabischstämmigen Bevölkerungsgruppen – wie zur arabischen Welt insgesamt – geprägt. Der brutal ausgetragene Konflikt bleibt eine offene Wunde für beide Seiten, was sich auch im Terror dieser Tage zeigt

Von Sascha Lehnartz

Systematische
Folter und
Massenhinrich-
tungen - auch
das waren Mittel,
mit denen vor al-
lem die Franzosen
in Algerien Krieg
führten. Dass
es bis heute
keine Entschul-
digung gab, sehen
viele als
Versäumnis der
Politik an

→ Algerien war Frankreichs älteste und größte Kolonie. Bereits ab 1830 hatte seine Eroberung begonnen. Im Gegensatz zu anderen kolonialen Besitztümern wurden Teile Algeriens 1848 territorialer Bestandteil Frankreichs. Auf dem Papier waren die Algerier somit Bürger der Französischen Republik, de facto aber hatten sie nicht die gleichen Rechte wie die französischen Siedler, die in Frankreich „pieds-noirs“ genannt wurden – Schwarzfüße. Als der Kampf um die Unabhängigkeit ausbrach, dauerte es in Paris lange, bis man sich überhaupt vorstellen konnte, dass die Algerier nicht mehr zu Frankreich gehören wollten.

Ein Schlüsseldatum des Konflikts war der 8. Mai 1945. Während weltweit das Kriegsende in Europa gefeiert wurde, forderten Algerier, die an der Seite der Franzosen in den Truppen der „France libre“ gegen die Nazis gekämpft hatten, ihre Unabhängigkeit: „Nieder mit dem Faschismus und dem Kolonialismus“ stand auf ihren Bannern. Es kam zum Schusswechsel mit der Polizei. Die französischen Besatzer reagierten in den folgenden Wochen mit extremer Gewalt. Die genaue Zahl der Opfer ist bis heute nicht bekannt. Französische Historiker schätzen sie auf 10.000 bis 15.000, algerische vermuten bis zu 45.000 Tote. 1954 eskalierte der Konflikt zwischen rund einer Million französischen Siedlern und damals etwa acht Millionen Algeriern erneut.

„L’Algérie, c’est la France“ – Algerien ist Frankreich –, behauptete der junge Innenminister François Mitterrand 1954, doch damit verkannte er die Realität. Selbst die durch zusätzliche Soldaten, die Frankreich nach Algerien schickte, auf 500.000 Mann aufgestockten Truppen konnten den Widerstandsgeist der Algerier nicht mehr brechen. Siebeneinhalb Jahre tobte der Krieg, in dem brutale Folter und hemmungslose Exzesse zum Alltag gehörten und dem auch „pieds-noirs“ und moderate Muslime zum Opfer fielen. Die genaue Zahl der Opfer ist bis heute unbekannt – und jede Schätzung ein Politikum. In Algerien spricht man von bis zu 1,5 Millionen. Französische Historiker bestreiten diese Zahl und gehen von 250.000 bis 500.000 getöteten Muslimen und etwa 28.000 französischen Soldaten und Zivilisten aus.

Mit den Friedensverträgen von Évian wurde der Krieg im März 1962 schließlich beendet und Algerien ein unabhängiger Staat. Rund eine Million „pieds-noirs“ verließen verbittert das Land und siedelten sich zumeist in Südfrankreich an. In den 1980er-Jahren gehörten viele von ihnen

zu den ersten Unterstützern des Front-National-Politikers Jean-Marie Le Pen – der selbst im Algerienkrieg gekämpft hatte. Zurück blieben zunächst viele der „Harki“, jene Algerier, die mit den Franzosen zusammengearbeitet hatten. Sie waren der brutalen Vergeltung der Sieger ausgesetzt.

Die Association Internationale de la Diaspora Algérienne (AIDA) schätzt die Gesamtzahl der algerischstämmigen Franzosen und Algerier in Frankreich heute auf bis zu fünf Millionen. Für den Historiker Benjamin Stora bleibt die Erinnerung „auf beiden Seiten des Mittelmeers fiebrig und traumatisch“. Jean-Paul Mari, Reporter des Magazins „L’Obs“, kam zum 50. Jahrestag der Unabhängigkeit Algeriens zum selben Schluss: „Hier wie auf der anderen Seite des Mittelmeeres ist Algerien ein kollektives Trauma, das man durch die Zeiten und die Generationen überträgt.“

Islamistischen Terror gibt es in Frankreich schon seit den 1990ern

Bis heute gebe es auf die meisten Fragen zum Algerienkrieg ebenso wenige Antworten wie zum Bürgerkrieg, der das Land von 1992 bis 2002 zerriss und der 1995 durch eine Anschlagswelle erstmals islamistischen Terror nach Frankreich trug. Die Groupe Islamique Armé (GIA) bekämpfte die algerische Militärregierung (nachdem diese 1991 den bevorstehenden Wahlsieg der islamistischen Partei FIS durch die Unterbrechung des Wahlprozesses verhindert hatte) und die ehemaligen Kolonialisten. Ihre Kämpfer ließ sie zum Teil in Afghanistan ausbilden. In Frankreich rekrutierte sie ihren Nachwuchs unter jungen Männern algerischer Abstammung. Einer der Ersten war Khaled Kelkal, der 1995 an der Anschlagsserie, die unter anderem auf die Pariser Metro verübt wurde, beteiligt war, bei der acht Menschen getötet und fast 200 verletzt wurden.

Die Bildungschancen und Zukunftsperspektiven der algerischstämmigen Bevölkerung sind nach wie vor deutlich schlechter als die der „Français de souche“ – der „Bio-Franzosen“. Die Arbeitslosigkeit ist signifikant höher, und in den Vorstädten dominiert das Gefühl der Ausgrenzung. Die fehlenden Zugangs- und Aufstiegsmöglichkeiten sind für viele abgehangene Vorstadtbewohner das Überbleibsel einer kolonialen Attitüde, der Ausdruck eines latenten Rassismus. Die Reaktion darauf ist unter anderem die Radikalisierung. So

erlebt Frankreich seit den 1990er-Jahren die Ausbreitung des radikalen Salafismus – nicht zuletzt in den Gefängnissen, die mit ihrer hohen Zahl muslimischer Insassen mittlerweile zu Rekrutierungszentralen für Extremisten geworden sind.

Ebendiesen Parcours durchlief auch Mohammed Merah, jener Attentäter mit algerischen Wurzeln, der am 50. Jahrestag des Inkrafttretens des Waffenstillstands im Algerienkrieg, dem 19. März 2012, in einer jüdischen Schule in Toulouse drei Kinder und einen Lehrer erschoss. Für den Politologen Gilles Kepel, der den Islam und die Wurzeln des Radikalismus in Frankreich seit Jahren erforscht, war es bezeichnend, wie

Drei der Attentäter, die den Club Bataclan überfielen, hatten algerische Wurzeln

tief der Hass auf Frankreich in der algerischstämmigen Familie Merahs verwurzelt war. „Die koloniale Vergangenheit ist etwas, das wir immer noch nicht verdaut haben.“ Der Historiker Benjamin Stora sieht das ähnlich. „Der Algerienkrieg ist immer noch in den Köpfen, den Herzen, den Erinnerungen.“

Der Grund dafür, dass Frankreich das europäische Land ist, aus dem die meisten Dschihadisten kommen, sei, dass das Land das „am wenigsten inklusive“ in Europa sei, ist Kepel überzeugt. In den Lebensläufen der radikalisierten Täter wie Mohammed Merah, der Brüder Kouachi oder Amedy Coulibaly erkennt er die „Rückkehr des verdrängten kolonialen Erbes“. Die Brüder Kouachi, die den Anschlag auf die Redaktion von

„Charlie Hebdo“ verübten, waren in Frankreich geboren. Ihre Eltern stammen aus Algerien. Amedy Coulibalys Eltern stammten aus Mali. Zwei Tage nach dem Anschlag auf die Redaktion von „Charlie Hebdo“ überfiel Coulibaly in Paris einen koscheren Supermarkt, nahm mehrere Geiseln und erschoss dabei vier Menschen. Die Brüder Kouachi hatte er Jahre zuvor über den algerischen Islamisten Djamel Beghal alias Abu Hamsa kennengelernt, der Coulibaly im Gefängnis von Fleury-Mérogis radikalisiert hatte. Das ist der Verbindungspunkt zwischen den algerischen Terroristen von 1995 und den Dschihadisten von heute. Denn Beghal versuchte 2005, Smaïn Aït Ali Belkacem aus dem Gefängnis zu befreien. Der gilt als einer der Hauptverantwortlichen der Anschlagsserie, mit der die GIA Frankreich inmitten des algerischen Bürgerkriegs 1995 erschütterte.

Ebenfalls algerische Wurzeln hatten einige der in Frankreich geborenen Attentäter, die am 13. November 2015 in der Konzerthalle Bataclan, in Bars und in Cafés mehr als 100 Menschen töteten. „Frankreich wird immer noch angegriffen von den wütenden und enteigneten Erben des kolonialen Projektes“, sagt der britische Kulturgeschichtler Andrew Hussey, der seit Langem in Frankreich lebt und die ehemaligen Kolonien in Nordafrika ebenso intensiv bereist hat wie die Banlieues von Paris und Lyon. Eines seiner Bücher trägt den Titel „The French Intifada. The Long War Between France and its Arabs“. Frankreich, so Husseys These, habe bis heute nicht verstanden, dass der Krieg nicht beendet sei. Und solange Frankreich das nicht erkenne, werde der Krieg weitergehen, werden die Verdrängten zurückkehren; mit dem Schlachtruf „Na'al abouk la France“ – Fuck France. ←



MASSAKER VON PARIS

Am 17. Oktober 1961 ging die Pariser Polizei brutal gegen eine nicht genehmigte, aber friedliche Demonstration mehrerer Zehntausend Algerier vor, zu der die algerische Unabhängigkeitsbewegung FLN aufgerufen hatte. Schätzungen gehen von mehreren Hundert getöteten Menschen aus, die zum Teil in der Seine ertränkt wurden. Erst 30 Jahre später wurde das „Massaker von Paris“ in Frankreich erstmals öffentlich diskutiert. Filme wie „Caché“ und Comics wie „Der Champion“ haben dazu beigetragen. Erst 2012 erkannte Staatspräsident Hollande das Massaker an und wurde dafür heftig kritisiert.





Als der Krieg be-
endet war, zogen
die Menschen in
Algier feiernd
durch die Straßen.
Zuvor waren gegen
die Besatzer
immer wieder Tau-
sende Menschen
auf die Stra-
ßen gegangen und
teilweise massi-
ver Polizeigewalt
ausgesetzt



A photograph of two women standing on a sandy beach, looking at a newspaper held by the woman on the right. The woman on the left wears a red and white patterned dress and a blue and white headscarf. The woman on the right wears a blue and white patterned dress and a blue and white headscarf. The newspaper is titled 'LES NOUVELLES CALEDONIENNES' and features a large headline 'Les accords de Nouméa conclus'. The background shows a clear blue sky and the ocean.

Von Katja Trippel

→ Sie waren Mörder, Bettler, Prostituierte und politische Aufrührer aus allen Weltgegenden. Und weil Napoleon III. 1853 beschlossen hatte, mit ihrer Hilfe die Besiedlung seiner fernsten Kolonie zu beschleunigen, ganz nach dem Vorbild der Briten in Australien, wurden sie auf Schiffe verfrachtet und Wochen später am Bootsanleger des Straflagers Île Nou wieder ausgesetzt: auf Neukaledonien, einer Inselgruppe mitten im Südpazifik. Am gefühlten Ende der Welt mussten die insgesamt 25.000 Sträflinge Straßen und Brücken bauen, auf Zuckerrohrplantagen oder in Nickelminen schuften, bevor sie nach Verbüßung ihrer Strafe jeder sechs Hektar Land bekamen. Land, von dem zuvor die einheimischen melanesischen Stämme brutal vertrieben worden waren. 1921 lebte kaum noch die Hälfte der Ureinwohner, die sogenannten Kanak, in Reservaten gepfercht, weitgehend ihrer Kultur beraubt.

Die Nachfahren der Sträflinge stellen heute einen bedeutenden Teil der Inselbevölkerung – und viele schweigen lieber über ihre Herkunft. Ein geplantes Museum über die unrühmliche Geschichte der Kolonisation sei sogar in letzter Minute verhindert worden, sagt die designierte Direktorin Emmanuelle Eriale. In der renovierten

Bei der UNO läuft der Antrag auf Dekolonisation seit Mitte der 1980er

Kommandantur sitzen nun Sprachschüler und lernen Französisch. Als Eriale das französische Ministerium für Überseegebiete um Unterstützung für ihr Museum bat, sei nur eine Gegenfrage gekommen: „Ist diese Geschichte wirklich wichtig?“

1998 wurde mit der Regierung in Paris vereinbart, dass spätestens 2018 ein Referendum über den Status der Insel entscheiden soll: Bleibt Neukaledonien mit seinen rund 275.000 Einwohnern französisch? Oder löst es sich von Paris, um als eine der letzten Kolonien ein unabhängiger Staat zu werden? Doch bis heute gibt es kein konkretes Datum für den Volksentscheid. Und erst recht kein politisches Programm, wie die Zukunft gestaltet werden könnte – mit oder ohne Frankreich.

An einigen Amtsgebäuden hängen bereits zwei Flaggen: die französische und die von „Kanak“, wie die Inselgruppe bei den Anhängern der Unabhängigkeit heißt. Bei der UNO läuft der



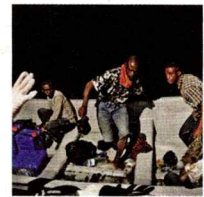
Antrag auf die „Dekolonisation“ Neukaledoniens bereits seit Mitte der 1980er-Jahre, aber als der französische Statthalter, wie immer in einer makellos weißen Uniform mit bunten Orden, im Januar dieses Jahres seine Neujahrsansprache hielt, erwähnte er das Referendum mit keinem einzigen Wort.

„Frankreich beutet Neukaledonien seit jeher für strategische Zwecke aus“, sagt Gérard Reignier von der Unabhängigkeitspartei Union Calédonienne. Erst sei es um die Nickelminen gegangen, heute gehe es um wertvolle Rohstoffe, die auf dem Meeresboden schlummern. „Wir sollten uns lieber mit anderen pazifischen Völkern verbinden“, so Reignier.

„Mein Heimatland ist Neukaledonien. Aber wenn Paris uns hilft, was soll daran falsch sein?“, fragt hingegen Nicolas Metzdorf, ein 28 Jahre alter Loyalist – so nennen sich die Anhänger eines französischen Neukaledoniens –, dessen Vorfahren 1897 aus Flandern auf die Insel kamen. „Die große Mehrheit hier will französisch bleiben. Und es herrscht nun mal Demokratie.“

Tatsächlich geht es den Neukaledoniern verglichen mit anderen Inselstaaten im Südpazifik recht gut. Touristen, die aus Europa um die halbe Welt fliegen, entdecken östlich von Australien eine 400 Kilometer lange zigarrenförmige Trauminsel: Im Großraum Nouméa im Süden, Heimat von zwei Dritteln der Einwohner, pulsiert das Leben zwischen dem kolonialen Zentrum und den von Palmen gesäumten Strandbuchten, als wäre man an der Côte d'Azur. Der weite Norden bietet tropische Natur und das zweitgrößte Korallenriff der Erde. Die Kanak pflegen auf den Ländereien, die ihnen rückübertragen wurden, ihre melanesischen Traditionen: Sie pflanzen Jamswurzel, ernten Mangos, handeln mit Langusten und betreiben erfolgreich eine große Nickelmine. Die medizinische Versorgung ist auf dem Niveau Frankreichs, das Angebot in den Supermärkten auch.

Während sogenannte Übersee-Départements wie Guadeloupe in der Karibik oder Mayotte vor der Ostküste Afrikas vollständig von Paris aus regiert werden, hat sich die sogenannte Collectivité sui generis im Pazifik eine besondere Autonomie



MAYOTTE

Frankreich ist in sogenannte Départements aufgeteilt, davon einige weit außerhalb der Landesgrenzen. Guadeloupe und Martinique sind zum Beispiel Inseln in der Karibik, Mayotte ist eine Inselgruppe vor der Ostküste Afrikas. Auch, weil es als französisches Département zur EU gehört, versuchen immer wieder verzweifelte Flüchtlinge die Insel per Schiff zu erreichen.

1988 griffen melanesische Extremisten eine Polizeistation an, ermordeten vier Gendarmen und nahmen Geiseln. Bei der anschließenden Entführung kamen 21 Menschen ums Leben, darunter 14 Kanak





ATOMTESTS

Zur traurigen

Bekanntheit brachten es die Atomwaffentests der Franzosen im Mururoa-Atoll im Südpazifik. Dort wurden zwischen 1966 und 1996 fast 200 Atombomben gezündet. Heute ist Mururoa Sperrgebiet. Es lagern dort große Mengen radioaktiven Abfalls. Auch in Algerien wurden Tests mit Atombomben gemacht.

erkämpft: Der französische Statthalter wacht über die Verteidigung, die innere Sicherheit, die Finanzen und die Justiz. Sämtliche anderen Belange werden von der neukaledonischen Regierung reguliert – vom Schulsektor bis zum „Sénat Coutumier“, der sich um kanakische Kultur kümmert. Aus Frankreich flossen 2015 rund 1,3 Milliarden Euro in den Inselhaushalt, das waren über 17 Prozent des Bruttoinlandsprodukts und damit mehr als die Einnahmen aus den Nickelminen. „Klingt nach einem guten Deal“, sagt Emmanuelle Eriale. „Leider profitieren nicht alle davon.“

Tatsächlich bilden Kanak und Französischstämmige eine bunte, multikulturelle Gesellschaft. Alle besuchen dieselben Schulen, arbeiten zusammen und schätzen es gleichermaßen, mit großen Pick-ups rumzukurven und am Wochenende jagen zu gehen, um den Kühlschrank zu füllen. Andererseits bleiben vor allem im bevölkerungsreichen Süden die Weißen auf den Chefposten in Wirtschaft und Verwaltung ziemlich

Die Weißen bleiben auf den wichtigen Posten meist unter sich

unter sich. Auch geheiratet wird zwischen den beiden Volksgruppen eher selten. Die Kanak stimmen eher für linke Parteien, die Unabhängigkeit fordern und ihre eigene Flagge hissen. Die anderen unterstützen konservative Loyalisten, die sich treu an Frankreich binden. Dabei nimmt die Zahl der Loyalisten seit 1969 stetig zu, auch durch Zugänge aus anderen französischen Überseegebieten.

2014 betrug der Anteil der Kanak an der Bevölkerung nur noch 39 Prozent.

Aber was passiert, wenn die nach Unabhängigkeit strebenden Kanak bei einer Volksbefragung überstimmt werden? Manche fürchten, dass sich die „événements“, die „Ereignisse“, der 1980er-Jahre wiederholen könnten. Damals gingen radikalisierte Unabhängigkeitskämpfer und Loyalisten fast einen Bürgerkrieg an. Im Mai 1988, auf dem Höhepunkt der Krise, entführten melanesische Extremisten eine Gruppe französischer Militärs, woraufhin Spezialeinheiten ein Blutbad anrichteten, bei dem 19 Kanak und zwei Soldaten starben. Schließlich gelang es dem kanakischen Volkshelden Jean-Marie Tjibaou zusammen mit dem französischen Staatspräsidenten François Mitterrand und dem Vertreter der Loyalisten, ein Friedensabkommen zu initiieren.

„Besonders Neukaledonien erlaubt uns eine Präsenz in der Welt, die der Großartigkeit unseres Landes entspricht“, sagte der Premierminister Manuel Valls noch bei einem Besuch in Nouméa im vergangenen Jahr. Mit Präsenz in der Welt ist wohl auch eine gute Position im Kampf um Rohstoffe und Märkte gemeint. So lagern 25 Prozent der globalen Nickelressourcen in Neukaledonien, zudem exportiert Frankreich im Jahr Waren im Wert von 560 Millionen Euro Richtung Pazifik. Abgesehen davon besitzt das Archipel eine riesige Sonderwirtschaftszone mit einer Größe von 1,7 Millionen Quadratkilometern – und fungiert als französischer Stützpunkt nach ganz Ozeanien.

Was das Referendum anbelangt, setzt Frankreich nun auf eine Doppelstrategie: Während es offiziell die Wählerlisten zusammenstellt, forschen Völkerrechtler fieberhaft nach Kompromissen zwischen dem heutigen Status und einem harten Ausstieg.

Ob Emmanuelle Eriale jemals ihr Museum auf der Île Nou eröffnen kann, ist derzeit genauso offen wie die Frage, welche Flagge nach 2018 über der Hauptstadt Nouméa weht:

Die französische? Die von Kanaky? Beide? Oder vielleicht eine ganz neue? ←



Macho, Macho Man: Sehen aus wie die Village People, sind aber Unabhängigkeitskämpfer in den 1980er-Jahren, als die Bewegung ihren Höhepunkt hatte

Chapitre

trop

s

[trwa]

2,59 Millionen Deutsche haben 2016 Urlaub in Frankreich gemacht, das damit eines der beliebtesten Reise­länder ist. Und wer Frankreich bereist, stellt bei aller Nähe doch erstaunt fest, wie anders das Nachbarland ist: Zunächst mal fährt man ständig an Atomkraftwerken vorbei, dann wieder kann man leicht in die Mühlen eines Streiks geraten, denn in Frankreich wird viel mehr für Arbeiterrechte demon­striert als bei uns. Neben Maschinen stellt Frankreich gern Luxusgüter her, und einheimischer Hip-Hop ist viel größer als bei uns. Vive la différence!

Taschenliebe

Ein Ledertäschchen von Louis Vuitton für 1.000 Euro oder ein Duftwässerchen für 100: Wenn es um edle Mode und Kosmetik geht, sind französische Firmen nicht zu schlagen. Louis Vuitton, Chanel und Hermès – sie alle versorgen die Welt mit schönen Dingen. Dass sie ausgerechnet aus Frankreich kommen, hat auch mit dem „Sonnenkönig“ zu tun

Von Juliane Frisse



Selfie vor Glitzerfassade: Der Louis-Vuitton-Store in Peking ist eine regelrechte Attraktion



→ Eine hochpreisige Desigertasche, entworfen, um darin exakt fünf Champagnerflaschen zu transportieren – wahrscheinlich gibt es wenige Dinge, die Luxus besser verkörpern als „Noé“. Die Tasche ist einer der Klassiker der Marke Louis Vuitton. Der Ledersack baumelt genauso an den Schultern berühmter Schauspielerinnen wie auch an denen sehr unberühmter Passantinnen in deutschen Fußgängerzonen. Und das, obwohl die Tasche mit den Schaumweinmaßen nicht gerade ein Schnäppchen ist. Im Onlineshop des französischen Unternehmens kann man die Noé für einen Preis von etwas über 1.000 Euro bestellen.

Luxusgüter wie Ledertaschen, Kaschmirschals und brillantbesetzte Uhren können einen arm machen. Manch einen in Frankreich haben sie dagegen unglaublich reich werden lassen: Fünf der sechs wohlhabendsten Franzosen verdanken ihr Vermögen dem Geschäft mit dem Edlen, Feinen und Besonderen. Etwa Bernard Arnault, der Chef des weltweit größten Luxusgüterkonzerns LVMH, zu dem neben Louis Vuitton auch die Marken Christian Dior und Givenchy gehören. Noch reicher als Arnault ist nur die greise L'Oréal-Erbin Liliane Bettencourt: Das Unternehmen hat seine Milliarden nicht nur mit Drogenhampoo, sondern auch mit Kosmetik und Parfum von Herstellern wie Lancôme, Biotherm und Cacharel erwirtschaftet. Zu den prestigeträchtigsten Marken der anderen Superreichen zählen Chanel, Yves Saint Laurent und Balenciaga. Französische Luxusgruppen wie LVMH und Konkurrent Kering haben zudem auch ausländische Labels aufgekauft, unter anderem Gucci, Bulgari und Marc Jacobs.

Man könnte das Nobelmarken-Name-dropping noch eine Weile fortsetzen (all die Champagnersorten!), denn: Französische Unter-

nehmen sind weltweit Marktführer im Luxussegment. Entsprechend wichtig ist die Luxusindustrie für die französische Wirtschaft. Allein in Frankreich beschäftigt sie etwa 200.000 Menschen. Noch dazu wird die Branche immer lukrativer, denn mehr und mehr Kunden können und wollen sich Luxus leisten. Die Unternehmensberatung Bain & Company prognostiziert bis 2020 weltweit rund 400 Millionen Luxuskonsumenten.

Warum sind gerade französische Unternehmen in diesem Geschäft so erfolgreich? Ein Teil der Antwort besteht darin, dass die Liebe zum Luxus zur französischen Kultur gehört – und die Konzerne dieses kulturelle Erbe und Lebensgefühl gut vermarkten können. „Natürlich gibt es nicht *den* Franzosen“, sagt der Kulturwirt und Frankreichforscher Christoph Barmeyer von der Universität Passau. „Aber ab einem gewissen Ein-

Warum denn nicht: mal eben ein Schmuckstück für ein Abendessen

kommen leisten sich Franzosen eher mal eine ‚petite folie‘, eine kleine Verrücktheit.“

Der Juwelier und Schmuckdesigner René Talmon L'Armée hat den gleichen Eindruck. Er beobachtet in seinen Läden in Berlin und Paris, dass sich französische Kunden besonders genussvoll für eine Kette oder ein Paar Ohrringe entscheiden. „Franzosen kaufen auch mal ganz schnell ein Schmuckstück, etwa für ein besonderes Abendessen“, erzählt Talmon L'Armée. „Da soll dann zum Outfit noch der passende Schmuck her.“

Um diese Freude am Luxuriösen zu verstehen, hilft ein Blick in die Vergangenheit, auf das prunkvolle Leben am Hof von Versailles. Dort nahmen die Höflinge auf Kloschüsseln aus Ma-



DIE GÖTTIN

Wenn ein Auto für das Design der Zukunft stand, dann war das der Citroën DS, der 1955 herauskam. Mit seiner schnittigen Karosserie, die per Hydropneumatik rauf- und runtergefahren werden konnte, war der Citroën DS damals ein Wunderwerk der Gestaltung und der Technik. La déesse heißt ja auch „Die Göttin“.



SCHNELL ZUM SHOPPEN NACH NEW YORK

Teuer und unvernünftig: Maximaler Schadstoffausstoß, bedrückende Enge und krachender Lärm, das waren die Merkmale des Überschallpassagierflugzeugs Concorde, das in Diensten von Air France und British Airways in dreieinhalb Stunden von Paris nach New York flog. Mitten im Kalten Krieg ein Symbol der technischen Überlegenheit gegenüber der Sowjetunion. Erst als im Juli 2000 eine Concorde kurz nach dem Start in Paris abstürzte und 113 Menschen starben, mottete man den Vogel endgültig ein.

Konsumtempel: Die Galeries Lafayette sind eine weltbekannte Kette von Nobelkaufhäusern aus Paris

hagoni Platz, und weil Waschen mit Wasser damals verpönt war, überdeckten die feinen Damen unangenehme Gerüche mit besonders viel Puder und Parfum. Königin Marie Antoinette war zudem ein ausgemachtes „Fashion Victim“. Sogar ihr mit 3,6 Millionen Francs ohnehin schon recht üppiges Jahresbudget für Kleidung reichte nicht ganz für ihren exquisiten Geschmack. Ihre Majestät gönnte sich einfach zu gern mit Saphiren und Diamanten verzierte Roben.

Luxus war aber auch damals nicht nur ein dekadentes Vergnügen der Adligen, sondern genauso ein profitorientiertes Geschäft. Eines, das die Staatskassen mit ausländischem Geld füllen sollte. Der Finanzminister von Louis XIV. – dem „Sonnenkönig“ –, Jean-Baptiste Colbert, förderte Manufakturen, die nicht nur den Hof mit hochwertigen Waren wie Porzellan und feinen Stoffen beliefern, sondern auch für den Export produzieren sollten.

So entstand nicht nur eine positive Handelsbilanz, sondern auch eine handwerkliche Tradition: Viele der heute führenden Luxusmarken wurden im 18. und 19. Jahrhundert von kunstfertigen Handwerkern begründet, die den Hof mit den schönsten und edelsten Dingen versorgten. Louis Vuitton beispielsweise fertigte das Reisegepäck für Kaiserin Eugénie, Einpackservice inklusive.

Diese Tradition und Handwerkskunst beschwören die französischen Nobelmarken noch heute, um das Gefühl der Exklusivität zu vermitteln und ihre hohen Preise zu rechtfertigen. So richtig exklusiv sind all die beseelten Handtaschen und Schmuckstücke allerdings nicht mehr – vom Preis mal abgesehen. Schon allein, weil Exklusives für die Massen ein Widerspruch in sich ist. Die Firmen haben seit Langem eine zweite Zielgruppe neben den wirklich gut Betuchten im Blick: die Mittelschicht, die sie mit logoübersättem Bling-Bling und massenhaft produzierten Accessoires und Kosmetik locken. Wer sich noch nicht die Armbanduhr leisten möchte oder kann, bekommt als Einstiegsdroge eben eine Sonnenbrille oder einen Lippenstift. Von einer „Demokratisierung des Luxus“ ist da gern die Rede. Das

klingt schön. In erster Linie handelt es sich aber um eine knallharte kapitalistische Strategie zur Gewinnmaximierung.

Denn längst werden die Luxuskonzerne nicht mehr von Handwerkern, sondern von betriebswirtschaftlich denkenden Geschäftsmännern wie LVMH-Chef Bernard Arnault geführt. Von dem stammt übrigens auch das bezeichnende Zitat, dass die Luxusgüterindustrie der einzige Bereich sei, in dem man Luxusbereiche erzielen könne. Der Gewinn, den die Marken beispielsweise

Die Chinesen sind die wichtigsten Kunden für Luxuswaren, die teilweise billig bei ihnen produziert werden

se mit Handtaschen erzielen, ist in der Regel zehn bis zwölf Mal so hoch wie die Produktionskosten. Bei Arnaults Zugpferd Louis Vuitton beträgt er sogar das Dreizehnfache.

Möglich werden solche Profite, weil die Manager vieler Häuser massiv Kosten reduzieren. Die Marken steigen auf günstigere Materialien um, schneiden Ärmel grundsätzlich einen guten Zentimeter kürzer, um Stoff zu sparen – und verlegen Teile der Produktion aus dem teuren Westeuropa in Länder wie China. Damit man trotzdem ein Etikett mit „Made in France“ oder „Made in Italy“ einnähen kann, wird dort zumindest ein „wesentlicher“ Produktionsschritt vorgenommen. Ausnahmen wie Hermès – das Unternehmen setzt im Gegensatz zu vielen Konkurrenten auf traditionelle Produktionsweisen und Handarbeit wie anno 1837 – bestätigen die Regel.

Apropos China. Die Chinesen sind, aller Luxusliebe der Franzosen zum Trotz, längst die wichtigsten Kunden: Rund 100 Milliarden Euro haben sie 2015 für Luxusprodukte ausgegeben, was 46 Prozent des weltweiten Umsatzes in diesem Segment entspricht. Zum Shoppen französischer Nobelmarken pilgern sie gern nach Paris. Dort reihen sich die chinesischen Touristen dann an den Champs-Élysées geduldig vor der Louis Vuitton-Filiale ein und stehen Schlange wie beim Textildiscounter. ←



Auf die Barrikaden!



Als die französische Regierung im Juli 2016 eine umstrittene Arbeitsmarktreform ohne Abstimmung am Parlament vorbei verabschiedet, gehen Gewerkschaften, Arbeitnehmer, Schüler und Studenten auf die Straßen, um zu demonstrieren. Schon seit Monaten versuchen sie alle, die Gesetzesänderung, die unter anderem den Kündigungsschutz lockert, zu verhindern. Wieder einmal eskalieren die Proteste. Überhaupt wird in Frankreich heftiger und viel öfter protestiert und gestreikt als in Deutschland. Pro 1.000 Arbeitnehmer sind zwischen 2006 und 2015 nach einer Untersuchung des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln 117 Arbeitstage in Frankreich streikbedingt ausgefallen. In Deutschland waren es sieben. Wie kommt's? Zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen darf jeder Franzose – unabhängig davon, ob er Gewerkschaftsmitglied ist oder nicht – in den Streik treten; das steht sogar als individuelles Grundrecht in der Verfassung. Auch gegen politische Entscheidungen und schlicht aus Solidarität darf gestreikt werden. In Deutschland ist ein Streik nur im Rahmen von Tarifverhandlungen zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberseite erlaubt. Politische Streiks, die etwa Druck auf den Gesetzgeber ausüben sollen, sind in Deutschland verboten. Demonstrationen natürlich nicht.



HipHop ist riesengroß in Frankreich. Das kommt auch daher, dass es eine Menge Probleme gibt, über die es sich zu rappen lohnt

Von Felix Denk

→ In Chanteloup-les-Vignes gibt's mächtig Ärger. Bei Ausschreitungen verletzt die Polizei einen Jugendlichen schwer. Während er auf der Intensivstation liegt, wacht die Polizei in voller Kampfmontur vorm Präsidium. Und was macht Saïd? Der schlendert an den Uniformierten vorbei, zückt hinter ihrem Rücken den Edding und taggt seinen Namen auf das gepanzerte Polizeiauto.

Selber Tag, etwas später: In dem leer stehenden Schulgebäude übt Vinz mit ein paar Jungs den Headspin, einen Breakdance-Move, bei dem man auf dem Kopf rotiert. Ein DJ startet mit einem Beatjuggling sein Set. Und als Hubert abends mit seinen Kumpels zu einem Boxkampf cruist, da dröhnen fette Beats aus den Boxen.

Der Film „La Haine“, auf Deutsch: Hass, von Mathieu Kassovitz hat das französische Kino

tte mal

1995 ganz schön aufgemischt. Und nicht nur das Kino. Die Polizei protestierte, der damalige Front-National-Vorsitzende Jean-Marie Le Pen wollte die Macher gar ins Gefängnis stecken, und Alain Juppé, damals Premierminister, ließ das Werk in einer Sondervorführung seinen Kabinettsmitgliedern zeigen. „La Haine“ ist nicht nur der erste Film, mit dem die französische Öffentlichkeit das trostlose Leben in den Banlieues auf der großen Leinwand sah, es ist auch der erste Film, der die soziale Bedeutung des HipHop für die Jugendlichen der Vorstadt realistisch darstellt.

HipHop war immer schon eine Form der Selbstbehauptung. Das war bereits so, als in den 1970er-Jahren in der New Yorker Bronx die ersten improvisierten Partys stattfanden. Im HipHop melden sich die zu Wort, die sonst nicht gehört werden. Reimten die ersten Rapper noch „school“ auf „fool“ und „cool“, entwickelte sich der Sound in den 1980er-Jahren zu einem schwarzen Nach-

Mit Vorurteilen gegen Rapper kann man sich gut als durchgreifender Politiker profilieren

richtenkanal, zu einer Art CNN, wie Public Enemy es formulierten. In Frankreich müsste man sagen: zum CNN der Banlieue.

Denn hier schlägt das Herz des französischen HipHop. Und das pocht laut und deutlich. Frankreich gilt als der zweitgrößte Markt für HipHop nach den USA. Auch wegen der vielen Einwanderer aus Afrika und der Karibik fasste der Sound schnell Fuß. Mit seinen amerikanischen Vorbildern blieb der französische HipHop musikalisch immer im Dialog. Würde man die ersten erfolgreichen Rapper wie MC Solaar oder IAM eher der Ostküste mit ihrem sozialkritischen Rap zuordnen, sind Crews wie Suprême NTM von den grellen Gangsterballaden der Westcoast beeinflusst. In den letzten Jahren lehnen sich viele an den synthielastigen Dirty-South-Stil an.

Inhaltlich hat der französische HipHop die typischen Themen schnell erweitert. Zwar dominiert auch hier Lebensweltliches: Die Lyrics erzählen Geschichten von Arbeitslosigkeit und Gewalt, Zurückweisung und Chancenlosigkeit. Probleme wie Rassismus, Drogen und Kriminalität tauchen oft auf. Aber viele Rapper wagen auch den größeren Aufschlag. Sie erzählen die Geschichte ihrer (Groß-)Elterngeneration noch einmal neu. Da geht es um Kolonialismus, den Alge-

rienkrieg, die wirtschaftliche Benachteiligung. War die Elterngeneration noch betont angepasst, um bloß nicht aufzufallen, wie der Rapper Médine erzählt, erhebt die zweite Generation des multikulturellen Frankreichs seine Stimme gegen die soziale Ungerechtigkeit.

Und die klingt zunehmend zornig. Nach den Unruhen von 1995 gab es sogar eine Verhaftung. Bruno Lopes und Didier Morville von Suprême NTM aus dem Pariser Vorort Saint-Denis wurden zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt. Der Vorwurf: Mit ihren Lyrics würden sie zur Gewalt aufrufen. Auch als 2005 wieder die Banlieues brannten, kam es zu Forderungen nach Zensur. Der damalige Innenminister Nicolas Sarkozy machte sich dafür besonders stark und profilierte sich als Law-and-Order-Politiker. Zwei Jahre später wurde er Präsident.

Vieles von dem, was in „La Haine“ gezeigt wird, ist heute auch noch gültig. Das Gefühl des Abgehängtseins etwa. Doch manches hat sich auch verändert – dadurch, dass HipHop ein wichtiges Sprachrohr für Einwanderer geworden ist. Hubert, Vinz und Saïd, die Hauptfiguren im Film, sind ein Afrikaner, ein Weißer und ein Araber. Also genau die Black-Blanc-Beur-Mischung, mit der die französische Fußballnationalmannschaft 1998 im eigenen Land Weltmeister wurde.

Heute ist die Islamnähe mancher HipHopper ein kontroverses Thema. „Immer wenn wir einen Terroristen sehen, sehen wir Bilder von ihm, wie er früher war, und natürlich ist er da beim Rappen“, beschwerte sich Akhenaton, der Rapper von IAM, einer seit zweieinhalb Jahrzehnten erfolgreichen HipHop-Band aus Marseille. Immerhin versuchte sich auch Chérif Kouachi als Rapper, bevor er mit seinem Bruder bis an die Zähne bewaffnet die Redaktion des Satireblatts „Charlie Hebdo“ stürmte und dort Menschen erschoss. Und sowieso wurde „Charlie Hebdo“ immer wieder von Rappern mit rüden Punchlines bedacht. Besonders die Entscheidung, die Mohammed-Karikaturen der dänischen Zeitung „Jyllands-Posten“ nachzudrucken und mit neuen – eigenen – nachzulegen, empfanden einige Rapper als unnötige Provokation.

Das CNN der Banlieues sendet nicht immer schöne Geschichten. Aber wichtig sind sie allemal. Wahrscheinlich mehr denn je. Das findet auch Mathieu Kassovitz. Der Regisseur von „La Haine“ arbeitet gerade an einem zweiten Teil des Films. ←

DEMAIN, C'EST LOIN

(IAM)

La pauvreté, ça fait
gamberger en deux
temps trois
mouvements.

On coupe, on
compresse,
on découpe, on
emballe, on vend.

A tour de bras,
on fait rentrer l'argent
du crack.

Ouais, c'est ça la vie,
et parle pas de RMI
ici ici ici



Sieht eher dunkel und eng aus: Vor allem in Paris heißt es, sich mit weniger zufrieden zu geben, wenn man etwa als Student eine Wohnung sucht

Adieu Tristesse

Nichts wie weg aus diesem Loch – das denken sich viele Mieter in Frankreich, die gerade in Großstädten wie Paris absurde Preise für kleinste Zimmer ausgeben müssen. Gut, dass es immer mehr schöne Sozialwohnungen gibt, schlecht, dass die auch nicht ganz billig sind

Von Fabian Scheuermann, Fotos: Michael Zumstein

→ „Chambre de bonne“ – dieser Begriff klingt doch sehr anheimelnd, nach einem schönen, gemütlichen Zimmer. Man bezeichnet damit die ehemaligen Dienstmädchenzimmer unter den Dächern der großen Pariser Stadthäuser, die auch ein beliebtes Filmmotiv sind. Meist schauen junge, verträumte Menschen aus ihren kreativ zugerümpelten Kammern über die Dächer der Stadt.

Doch die Realität ist oft trister. Zwar ist es per Gesetz nur erlaubt, diese Räume zu vermieten, wenn sie mindestens neun Quadratmeter groß sind, doch unter der Hand finden auch kalte Fünf-Quadratmeter-Kammern Abnehmer – für 300 Euro. In Paris zu leben heißt für viele Geld zusammenkratzen, die Ansprüche runterschrauben und vielleicht sogar: sich warm anziehen. Ein 13-Quadratmeter-Zimmer in einem Wohnblock am Pariser Stadtrand kostet gerne mal 680 Euro Miete warm. Günstiger kommt man weg, wenn man sich nicht nur die Wohnung, sondern gleich ein Zimmer teilt – einen zentral gelegenen Schlafplatz bekommt man so für 400 Euro.

Die Pariser Wohnungsmieten sind mittlerweile so hoch, dass es sich kaum noch jemand leisten kann, in der Innenstadt zu wohnen. Wäh-

rend die Wohlhabenden weiter im Stadtzentrum nahe den prächtigen Boulevards leben, bleiben viele andere am Stadtrand – in den riesigen Wohnmaschinen der Banlieue.

Die krasse Spaltung der Stadtgesellschaft hat aber ein Umdenken begünstigt: Die Stadtplaner versuchen mehr soziale Mischung in die Quartiere zu bringen, um so der Gettobildung entgegenzuwirken. Dabei entstehen die Sozialwohnungen anders als in den 1960ern nicht mehr geballt auf einem Fleck weitab der City, sondern öfter in kleinem Maßstab überall im Stadtgebiet.

Grundlegend für diese Entwicklung war das „Gesetz der städtischen Solidarität und Erneuerung“ aus dem Jahr 2000. Es verpflichtet alle mittleren und großen Städte, mindestens 20 Prozent Sozialwohnungen vorzuhalten. Für das Jahr 2025 gilt das Ziel von 25 Prozent. Der Clou: Gemeinden, die weniger Sozialwohnungen haben,

Kommunen müssen eine bestimmte Zahl von Sozialwohnungen bauen, aber manche kaufen sich davon frei

müssen eine Strafe zahlen. So soll der Bau von Sozialwohnungen in privilegierten Gebieten angekurbelt werden – etwa im noblen Westen von Paris.

Das Ergebnis dieser Politik sieht man Frankreichs Städten an: Wenn man durch Paris läuft, entdeckt man an vielen Orten Häuser, die nicht nach der Tristesse früherer Sozialwohnungen aussehen – zum Beispiel ein mehrstöckiges Holzgebäude mit unregelmäßig angeordneten Balkonen und einem Wildblumengarten –, mitten in der Stadt. „Heldentat aus Holz“ schrieb eine Architekturseite über das Projekt mit 30 Sozialwohnungen. „Man hat gelernt, dass die Gebäude anspruchsvoll gestaltet sein müssen, um das Image des sozialen Wohnungsbaus zu verbessern“, erklärt Stadtforscher Frank Eckardt von der Bauhaus-Universität Weimar.

Und es gibt Visionen – vor allem in Paris. Da ist etwa die Idee eines bewachsenen Baukörpers, der zukünftig auf Stelzen über niedrigeren Bauten schweben könnte. Und die Bürgermeisterin Anne Hidalgo startete das Projekt „Reinventer Paris“ – Paris neu erfinden. Etliche Architekturbüros haben kreative Vorschläge eingereicht. So könnten etwa bald Wohnhochhäuser mit hängenden Gärten entstehen, verbunden mit Luftbrücken aus Stahl und Glas. Von 1.300 geplanten

Wohnungen soll rund die Hälfte gefördert werden. Doch Hidalgo will mehr: Ziel ist, jährlich 7.000 Sozialwohnungen zu bauen, um bis 2025 die Quote von 25 Prozent zu erreichen.

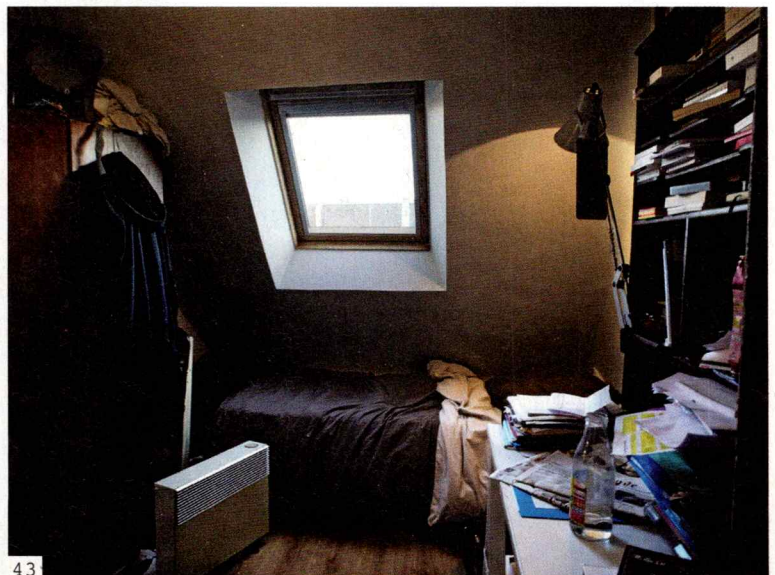
Vier Millionen Menschen leben in Frankreich nicht in einer menschenwürdigen Unterkunft, schreibt die Stiftung Abbé-Pierre in ihrem aktuellen Jahresbericht. Darin steht auch: Es gibt mehr Wohnsitzlose, mehr Zwangsräumungen und mehr Menschen, die aus Kostengründen ihre Wohnung nicht richtig heizen. „Für die Armen, die Arbeiter- und die Mittelschicht wird die Situation schlimmer“, heißt es in dem Bericht.

Zwar gibt es in unserem Nachbarland viele geförderte Wohnungen, doch haben dort auch mehr Menschen Anspruch darauf als in Deutschland. Weit über eine Million Menschen stehen auf Wartelisten. Und die schicken Wohnungen mit den Holzbalkonen und Wildblumen sind nicht die billigsten – und kommen bisweilen eher der Mittelschicht zugute. „Selbst der hohe Bestand an Sozialwohnungen in Frankreich reicht nicht aus, um den Menschen ein halbwegs anständiges Wohnangebot zu machen“, sagt Eckardt. Das liegt auch daran, dass sich viele reiche Kommunen trotz Strafen vor dem Bau von Sozialwohnungen drücken – sie kaufen sich sozusagen frei. So auch die schicke Pariser Vorstadt Neuilly-sur-Seine, wo der konservative Ex-Präsident Nicolas Sarkozy fast 20 Jahre lang Bürgermeister war. 2002, als Sarkozy dort seinen Schreibtisch räumte, waren gerade mal zwei Prozent der Wohnungen in der Stadt gefördert – heute sind es fünf Prozent. Ein WG-Zimmer mit 12 Quadratmetern gibt es hier für 500 Euro. „Ideal für Studenten und Praktikanten“, steht in einer Anzeige. Willkommen in Paris. ←



BERLIN, JE T'AIME

In keiner anderen Stadt leben so viele Franzosen: Rund 18.000 wohnen in Berlin. Was lieben sie an der deutschen Hauptstadt, wenn sie doch Paris, Bordeaux oder Nizza haben könnten? Berlin gilt bei jungen Franzosen als Stadt mit unbegrenzten Möglichkeiten und so viel Freiheit wie kaum woanders. Aber gerade die Liberté schreiben sich ja sonst die Franzosen auf die Flagge. Dann ist's vielleicht doch einfacher als gedacht, und es geht um günstigeren Wohnraum als zu Hause.



Komm mal runter



Dass Paris auch eine unterirdische Stadt ist, liegt nicht nur an der weltbekannten Metro, sondern auch an den Katakomben. Sie entstanden, als vom 13. Jahrhundert an Steine, Gips und Ton für den Häuserbau unterirdisch abgebaut wurden. Später lagerte man hier auch menschliche Knochen ein, weil die Friedhöfe überlastet waren. Heute ist ein kleiner Teil der Katakomben für Touristen zugänglich, der größere wird immer noch von Hobbyforschern erkundet – Schätzungen gehen von einem 300 Kilometer großen Tunnelsystem in 5 bis 35 Metern Tiefe aus. Zu den „Cataphiles“, den Katakombenliebhabern, gehören auch junge Leute, die unter der Stadt illegale Partys feiern, Konzerte veranstalten und sogar eine Bibliothek eingerichtet haben.

Tempo, Tempo

Deutschland baut gern Autobahnen, in Frankreich setzt man lieber auf Schienen und rasende Züge statt auf rasende Autos. Ein kurzer Ausflug in ein modernes Land

Von Fabian Scheuermann

→ „Man kann nicht in die Zukunft schauen, aber man kann den Grund für etwas Zukünftiges legen – denn Zukunft kann man bauen.“ Das hat Antoine de Saint-Exupéry mal gesagt. Der Autor der Märchengeschichte vom „Kleinen Prinzen“ ist Namenspathe für einen Bahnhof in Lyon, der ebenso visionär erscheint wie dessen Zitat: Wie ein gigantisches Stachelschwein aus Stahl und Glas legt sich der „Gare de Lyon-Saint-Exupéry TGV“ über die Gleise im Osten der französischen Metropole.

Das wirklich Abgefahrene an dem Bahnhof ist aber gar nicht so sehr die moderne Architektur, sondern die Tatsache, wie schnell man von hier aus in Paris ist: Nicht einmal zwei Stunden braucht der Schnellzug TGV für die rund 480 Kilometer lange Strecke. Zum Vergleich: Ein ICE benötigt für die annähernd gleiche Distanz von Berlin nach Dortmund 3 Stunden und 20 Minuten. In dieser Zeit düst man locker von Paris bis ans Mittelmeer. Und mit 574,8 Stundenkilometern bei einer Testfahrt hält der französische Staatskonzern SNCF seit zehn Jahren auf der Schiene den Weltrekord.

Frankreich hat zwei Gesichter: das traditionelle und das moderne wie das gigantische Stachelschwein in Lyon. Lange bevor die ersten deutschen Städte sich getraut haben, richtige Fahrradverleihsysteme einzuführen, radelten die Bewohner von Rennes und Orléans schon mit Leihrädern durch die Straßen.

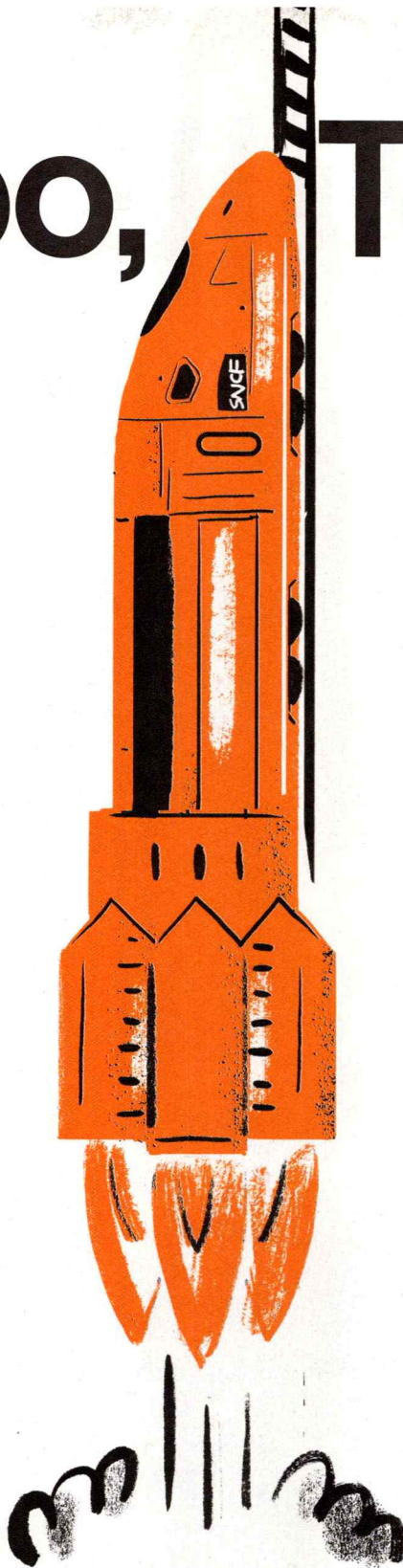
Heute gibt es in Dutzenden französischen Städten solche Systeme. Auch bei der Wiederbelebung von Straßenbahnen preschte Frankreich vor – und heute gleiten die Trams hier teils ohne sichtbare Stromleitungen durch die Stadt. Die Umwelt ist im Land des Atomstroms (siehe Seite 46) sowieso zum großen Thema geworden. So gilt seit 2015 ein Gesetz zum „Energiewandel und für ein grünes

Wachstum“, das den Ausbau von erneuerbaren Energien ankurbeln und den Energieverbrauch bis 2050 trotz wachsender Bevölkerung gegenüber 2012 um die Hälfte senken soll. Im wahrsten Sinne des Wortes erfahrbar werden Frankreichs Ambitionen auf dem Gebiet der erneuerbaren Energien auf einer Straße in der Normandie: Auf einem Kilometer Länge wurde dort letztes Jahr die erste Solarstraße der Welt in Betrieb genommen. Statt auf Asphalt fahren die Autos auf besonders stabilen, 15 x 15 cm großen Fotovoltaik-Modulen. 20 Quadratmeter sollen ausreichen, um einen Haushalt mit Strom zu versorgen.

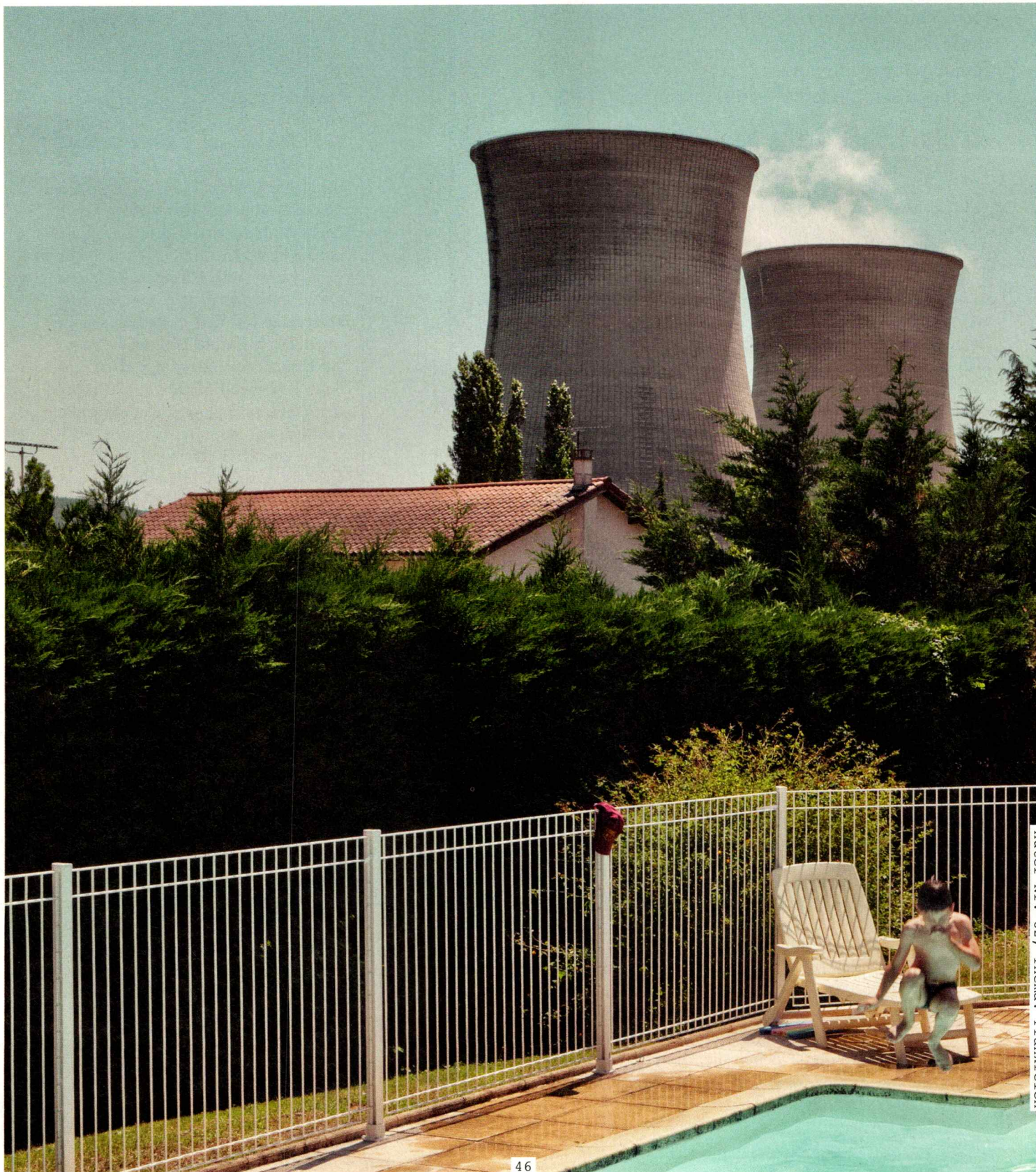
Und seit Kurzem gilt Frankreich auch als Vorreiter im Kampf gegen Plastikmüll; nach dem Verbot von dünnen Plastiktüten im Jahr 2016 soll es ab 2020 auch kein Einwegplastikgeschirr mehr geben, schreiben französische Medien.

Wirtschaftlich könnte sich Frankreichs Kurs auszahlen. Zwar sind es dort wie auch hier vor allem Autos und Maschinen, die exportiert werden – und Flugzeuge. Doch stehen gerade in den ehemaligen Kolonien auch Frankreichs Züge und Straßenbahnen hoch im Kurs. So werden in Algerien derzeit überall Tramnetze nach französischem Vorbild gebaut. Und in Marokko ist SNCF am Bau eines Netzes für Hochgeschwindigkeitszüge beteiligt. TGV-Züge sollen ab 2018 mit bis zu 320 km/h von Tanger in Richtung Casablanca brausen.

Während Deutschland berühmt ist für sein Autobahnnetz, auf dem man richtig rasen kann, setzen die Franzosen vermehrt auf die Schiene. Oder um bei Saint-Exupéry zu bleiben: Zukunft bauen beide – nur eben eine andere. ←



Strahlkraft



Nirgendwo war die Atomeuphorie größer als in Frankreich, wo man sich immer noch mit einem Ausstieg schwertut und fast 80 Prozent der Energie aus der Kernkraft kommen

Von Oliver Gehrs, Fotos: Andrea Pugiotta





Mein Nachbar,
der Reaktor:
Die Bilder auf
diesen Seiten
zeigen, wie nah
die Menschen
teilweise an den
AKW leben

→ Hunderte Menschen, die vor einem AKW demonstrieren, Plakate in die Höhe halten, Parolen rufen und sich von der Polizei nicht einschüchtern lassen. Diese Bilder kennt man auch aus Deutschland, wo die Antiatomkraftbewegung über gesellschaftliche Grenzen hinaus großen Zulauf hat. Doch die Menschen, die im Herbst 2015 im elsässischen Fessenheim auf die Straße gingen, waren nicht gegen Atomkraft, sondern dafür. Sie demonstrierten gegen die Pläne zur Abschaltung des

Die Kraftwerke wurden als „Schlösser der Neuzeit“ bewundert

ältesten AKW in Frankreich, das seit Ende 1977 in Betrieb ist, also bald 40 Jahre. Was für einen Reaktor fast schon ein biblisches Alter ist.

Entsprechend besorgt sind viele Menschen, die in der unmittelbaren Umgebung des Meilers leben – und das sind nicht nur Franzosen, sondern auch Deutsche und Schweizer. Das AKW Fessenheim liegt nicht weit von Basel, Straßburg und Freiburg entfernt im Dreiländereck. Im Falle einer Katastrophe wie in Fukushima wären in einem Umkreis von 40 Kilometern rund zweieinhalb Millionen Menschen betroffen.

Und diese Katastrophe ist wahrscheinlicher als bei vielen anderen AKW. Tatsächlich liegt Fessenheim in einer Region, in der einst das stärkste historisch belegte Erdbeben in Mitteleuropa stattfand und es immer wieder kleinere Beben gibt. Zudem, so warnte die EU, liege der Reaktor unter dem Niveau des Rheins, weswegen der Fluss im Falle von Überschwemmungen radioaktiv verseucht werden könnte.

Dass selbst ein so umstrittenes Kernkraftwerk wie Fessenheim immer noch Strom produziert, sagt viel aus über die Beziehung der Franzosen zur Atomkraft. Anders als in Deutschland hat es nie eine große Gegenbewegung gegeben, nie den lauten Ruf nach Windrädern oder anderen regenerativen Energiequellen. 70 Prozent der Franzosen sind immer noch gegen einen Ausstieg,

den das Land ohne eine fundamentale Energiegewende auch nur schwer vollziehen könnte: 78 Prozent des Stroms kommen aus nuklearen Quellen, das ist weltweit der erste Platz – ebenso die Anzahl von 58 AKW, die über das Land verteilt sind. „Die Atomkraft ist das letzte Relikt der Weltmacht, die Frankreich einst war“, sagt der französische Atomkraftgegner Pierre Rosenzweig von der Bürgerinitiative „Stop Fessenheim“.

Tatsächlich sahen sich die Franzosen nach dem Zweiten Weltkrieg und den Atombombenabwürfen auf Hiroshima und Nagasaki dazu berufen, der Welt zu beweisen, dass die Atomkraft auch zum Segen der Menschheit wirken kann. Es galt, wie es Raoul Dautry, der erste Leiter der nationalen Atomenergiebehörde, ausdrückte, „die schrecklichen Kräfte der unbegrenzten Zerstörung zu meistern“ und „diese unglaubliche Erfindung durch den Filter unseres nationalen Genies in eine humane Entdeckung zu verwandeln“.

Dieser Aufgabe widmete man sich in den nachfolgenden Jahrzehnten gründlich. Unter der Leitung von Unternehmen, an denen mehrheitlich der Staat beteiligt war, wurde Kraftwerk um Kraftwerk gebaut. Einige Architekten lieferten sich geradezu einen Wettbewerb um die schönste Meilerkuppel. In der Presse wurden die AKW gar als „Schlösser“ der Neuzeit und ihre Kühltürme als „Kathedralen“ gefeiert.

Das Beschwören nationaler Größe strahlte auch auf die Bevölkerung ab – zumal die AKW-Gemeinden üppigste Zuwendungen bekamen und der Atomstrom bis heute so billig ist, dass sogar damit geheizt wird. Was auch daran liegt, dass der Rückbau der AKW und die Endlagerung nie solide mit eingepreist wurden und auf den Steuerzahler in Zukunft enorme Kosten zukommen.

Wie schwer in Frankreich auch heute noch ein Umdenken fällt, zeigt der Streit im Anschluss an das Energiewendegesetz von 2015, das eigentlich die Ablösung der Atomkraft durch Solar- und Windkraftanlagen einläuten sollte. Stattdessen streiten sich seitdem Umweltministerin Ségolène Royal und das Unternehmen Électricité de France (EDF), an dem pikanterweise zu 80 Prozent der Staat beteiligt ist. So hat EDF zwar einer Entschädigung von 490 Millionen Euro zugestimmt, beharrt aber weiter darauf, das AKW Fessenheim nur zu schließen, wenn es im Gegenzug eine Bauzeitverlängerung für seinen neuen Vorzeigereaktor Flamanville in der Normandie bekommt, dessen Errichtung von vielen Pannen begleitet ist. Nach neuestem Stand soll Fessenheim nun im nächsten Jahr vom Netz gehen, EDF konzentriert sich derweil auf sein Geschäft mit China. Dort hat man gerade begonnen, sein Herz für die Atomkraft zu entdecken. ←

Bleib doch sitzen

In Frankreich macht man leichter Karriere, wenn man auf einer der Eliteschulen war. Ein Blick ins französische Bildungssystem

Von Ann-Kristin Schöne

→ François Hollande, Jacques Chirac und Valéry Giscard d'Estaing – diese drei Männer waren beziehungsweise sind nicht nur alle französische Staatspräsidenten, sie alle haben ihren Abschluss an der École Nationale d'Administration – kurz ENA – gemacht. Das könnte natürlich ein lustiger Zufall sein, nur ist es keiner. Die ENA ist eine der drei führenden Grandes Écoles in Frankreich, und die produzieren quasi die Elite des Landes. Diejenigen, die einen Abschluss an einer dieser renommierten Unis gemacht haben, können sich ziemlich sicher sein, dass sie es sich bald in einem Chefessel, in der Wirtschaft oder Politik, bequem machen können. Und wie es so ist bei Eliten: Dazugehören dürfen nur wenige. Um es überhaupt bis zur extrem schweren Aufnahmeprüfung zu schaffen, sind zwei bis drei Jahre in Vorbereitungsklassen erforderlich. Und dafür sollten die Portemonnaies voll und die Noten überdurchschnittlich gut sein. 150.000 Grande-École-Studierenden stehen etwa 1,3 Millionen Studierende gegenüber, die andere Unis besuchen. Alle, die ihr Abitur haben, können an einer der „normalen“ Unis studieren. Im Gegensatz zu den deutschen Unis gibt es an den wenigsten französischen Unis einen NC.

Wenn es darum geht, Gleichheit zu garantieren (eines der zentralen Prinzipien des französischen Bildungssystems), nimmt die Regierung sich nicht die Grandes Écoles vor, sondern die anderen Unis und vor allem die staatlichen Schulen. 1975 wurden die verschiedenen Schultypen – die den deutschen ähneln – abgeschafft und durch ein Gesamtschulmodell ersetzt. Seitdem lernen alle Schülerinnen und Schüler von der sechsten bis zur neunten Klasse ganztags gemeinsam.

Erst nach der neunten Klasse wird an Frankreichs Schulen unterschieden. So gibt es zum Beispiel verschiedene Gymnasien. Während das Abitur an einem normalen Gymnasium zum Studium berechtigt, bereitet das Berufsgymnasium auf das Arbeitsleben vor. Problematisch ist, dass es große Unterschiede zwischen den Gymnasien gibt. Jedes Jahr werden Rankings veröffentlicht. Wenn es an der eigenen Schule nur einen klapprigen Overheadprojektor gibt, während an der Schule der besten Freundin jedes Klassenzimmer einen eigenen Beamer hat, mag einem das egal sein. Wenn man aber weniger Chancen hat, sein Abi zu schaffen, nur weil man zu Schule A und nicht wie die beste Freundin zu Schule B geht, ist einem das wohl nicht mehr egal.

Im Zusammenhang mit den Ungleichheiten im französischen Bildungssystem wird immer wieder auf die „schulische Landkarte“ hingewiesen: Abhängig vom jeweiligen Wohnsitz müssen Eltern ihre Kinder zu einer bestimmten Schule schicken. Die Folge: Vor allem Kinder und Jugendliche aus wohlhabenden Familien besuchen Schulen mit einem höheren Leistungsniveau. Seit Anfang der 1980er-Jahre wird versucht, dem entgegenzuwirken. Unter dem Schlagwort „positive Diskriminierung“ sind Zonen mit besonderem Erziehungsbedarf eingerichtet worden. Schulen in

diesen Zonen erhalten zum Beispiel zusätzliche Lehrerinnen und Lehrer.

Allerdings scheint das schulische Schicksal in Frankreich nach wie vor eng mit der sozialen Herkunft verbunden zu sein – zumindest kommen die letzten PISA-Studien zu diesem Schluss. Die Kluft zwischen Schülerinnen und Schülern aus bessergestellten und sozial benachteiligten Schichten war laut PISA-Studie 2009 in Frankreich und Neuseeland am größten. Auch 2012 und 2015 schnitt Frankreich in dieser Hinsicht schlecht ab.

Das französische Bildungssystem ist ein Spiegel dafür, wie sich die französische Gesellschaft selbst sieht. Auch deshalb steht es häufig im Mittelpunkt des politischen Interesses, und fast jeder Regierungswechsel bringt Reformen mit sich. Die Präsidentschaftskandidatin des rechtsextremen Front National, Marine Le Pen, hat vor einiger Zeit gefordert, dass für Personen, die zwar eine Aufenthaltserlaubnis haben, aber keine Abgaben zahlen, der Schulbesuch ihrer Kinder nicht mehr kostenlos sein soll. Das aber könnte dem Grundsatz der Gleichheit widersprechen. Schon in Frankreichs erster Verfassung von 1791 heißt es: „Es soll eine öffentliche Bildungseinrichtung entworfen und organisiert werden, die allen Bürgern offensteht, die kostenlos jedem Menschen die unerlässlichen Bildungsinhalte vermittelt.“ ←



Da legst dich nieder: Wer in Frankreich nicht auf eine Eliteschule geht, kommt nur schwer hoch



Filme,
Bilder und
Artikel
auf
fluter.de

Bitte den 7. Mai vormerken!

In Frankreich könnte eine denkwürdige Präsidentenwahl stattfinden. Denn wenn im zweiten und entscheidenden Wahlgang Anfang Mai die rechtsextreme Front-National-Politikerin Marine Le Pen gewählt werden sollte, könnte das die EU schwer beschädigen, denn Le Pen hat schon angedeutet, dass sie über einen Austritt Frankreichs aus der EU mittels eines Referendums abstimmen lassen will. Die besten Chancen werden allerdings dem europafreundlichen sozialliberalen Emmanuel Macron eingeräumt, der die Bewegung „En Marche!“ gegründet hat. Wir begleiten die Wahl mit einem Kandidatencheck und weiteren Hintergrundartikeln.

Lasst mal hören

Der Text über den französischen HipHop auf Seite 40 hat euch vielleicht Lust gemacht, selbst mal reinzuhören. Auf fluter.de liefern wir euch die ultimative Playlist dazu. Wer Frankreich wirklich verstehen will, sollte diese Musik-Videos gesehen haben, denn in ihnen wird immer wieder das Alltagsleben einer Jugend zwischen Wut und Hoffnung thematisiert.

Vorschau

Fake-News und postfaktisch: Das sind zwei Schlagwörter, die für eine bedenkliche Entwicklung stehen. Einerseits wird klassischen Medien vorgeworfen, zu lügen – andererseits werden im Internet Gerüchte verbreitet, die Menschen beschädigen oder sogar Wahlen beeinflussen.

Und manchen Menschen dann wieder völlig egal ist, ob die Fakten stimmen oder nicht. Wir werden unser Sommer-Heft dem Thema Propaganda widmen und versuchen, all diese Phänomene näher zu beleuchten.

Diese Ankündigung ist übrigens wahr.

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 62, Thema Frankreich, Frühling 2017
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion
Thorsten Schilling (verantwortlich/
Bundeszentrale für politische Bildung/
schilling@bpb.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion
Carmen Brunner

Artdirektion und Design
zmyk/Jan Spading

Mitarbeit
Felix Denk, Johannes Ehrmann, Fabian Federl,
Juliane Frisse, Sascha Lehnartz, Arnaud
Leparmetier, Jan Ludwig, Tanja Mokosch,
Natascha Roshani, Fabian Scheuermann, Ann-
Kristin Schöne, Arne Semsrott, Katja Trippel,
Lukas Wohner

Dokumentation
Kathrin Lilienthal

Korrektur
Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift/Leserbriefe
fluter – Magazin der Bundeszentrale für
politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung
DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice
ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische
Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax 0621/33839-33
abo@fluter.de

**Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder
abbestellen**
www.fluter.de/abo
abo@fluter.de

Nachbestellungen
Publikationsversand der Bundeszentrale für
politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von
1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck
Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahrbach
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise
Sämtliche Illustrationen sind von Carolin
Löbbert.
Cover Yoan Valat/picture alliance/dpa; S. 3
Alexa Brunet/Transit/Pictoretank/Agentur
Focus; S. 4 Jacques Langevin/Sygma/Sygma via
Getty Images, Andrea Pugiottio; S. 5 Alain
Cornu; S. 6-7/9 Hervé Lequeux; S. 8 Tolga
Akmen/Anadolu Agency/Getty Images; S. 10 Jon
Lowenstein/laif, picture alliance/Geisler-
Fotopress; S. 11 Maurice Weiss/Ostkreuz;
S. 12/14/15 Laurent Roch; S. 14 Rémy Gabalda/
AFP/Getty Images; S. 18 Artault/Gamma/Gamma-
Rapho via Getty Images; S. 19 Julien Knez/
Caters News Agency; S. 22 Régis Bossu/Sygma via
Getty Images; S. 23 DeAgostini/Getty Images;
S. 24 Roger-Viollet/André Zucca/ullstein bild;
S. 26-27 Eva Hillreiner; S. 28 Photol2/UG/IG
Getty Images; S. 30 Marc Riboud/Magnum Photos/
Agentur Focus; S. 31 Dominique Beretty/
Gamma-Rapho via Getty Images; S. 32 Claude
Beaudemoulin/AFP/Getty Images; S. 33 Jacques
Langevin/Sygma/Sygma via Getty Images, Rémy
Moyen/AFP/Getty Images, Francesco Zizola/
laif; S. 34 Science Source/Getty Images,
Jacques Langevin/Sygma/Sygma via Getty Images;
S. 35 Vasantha Yoganathan, aus der Serie
„Piémanson“; S. 36 Photo by Daniel Zuchnik/
Getty Images; S. 37 Billy H.C. Kwok/Bloomberg
via Getty Images, Roger-Viollet/ullstein bild;
S. 38 Victor Drees/Daily Express/Hulton Archive/
Getty Images, Leo Seidel/Ostkreuz; S. 39 Jean-
Philippe Ksiasek/AFP/Getty Images; S. 42-43
Michael Zumstein/Agence VU/laif; S. 44 François
X. Klein; S. 46-48 Andrea Pugiottio; S. 49 Pa-
trice Terraz/Signatures; S. 50 Vincent Nguyen/
Riva Press/laif

Papier: Dieses Magazin wurde auf umwelt-
freundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier
gedruckt.

Und wenn

Karl

Marx

**doch recht
hatte?**

In unserer Mediathek findest du sechs Dokumentarfilme, die
die bekanntesten Theorien zum Kapitalismus neu beleuchten:
www.bpb.de/mediathek/kapitalismus

Die 1. Seite Heft i... erste Seite im Netz

Bundeszentrale für politische Bildung, Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Postvertriebsstück, DPAG, Entgelt bezahlt

P ZKZ 1203
691

Deutsche Post 
Entgelt bezahlt
Kunden Nr.: 10225281



Herr Matthias Coers
Reichenberger Str. 177
10999 Berlin



Schreibtisch von Ulrike Bausch

Wie sieht's denn bei dir aus?
Schick ein Bild an meinzimmer@flutter.de